

**FRAUEN**

---

**IM EXIL**

---

**DIE WEIBLICHE PERSPEKTIVE**

# IWK

---

## FRAUEN IM EXIL

<i>Siglinde Bolbecher / Ilse Korotin</i> EINLEITUNG .....	1
<i>Siglinde Bolbecher</i> FRAUEN IM EXIL – DIE WEIBLICHE PERSPEKTIVE .....	2
<i>Ilse Korotin</i> WISSENSCHAFTLERINNEN UND REMIGRATION. DIE „AUSTRIAN UNIVERSITY LEAGUE OF AMERICA“ .....	5
<i>Doris Ingrisch</i> FREMDHEIT UND ALLTAG IN DER ZWEITEN GENERATION VERTRIEBENER INTELLEKTUELLER FRAUEN.....	13
<i>Marion Steinfeldner</i> FREMDERFAHRUNGEN BEI SCHRIFTSTELLERINNEN IM MEXIKANISCHEN EXIL .....	17
<i>Hannah Fischer</i> MEIN LEBEN IM EXIL .....	20
<i>Susanne Bock</i> ENTWICKLUNG UND ZERSTÖRUNG – WIE VIELE EXILE VERTRÄGT DER MENSCH? ZUM LEBEN UND ZUR BIOGRAFIE VON JOLA ŽALUD .....	23
<i>Irene Nawrocka</i> ALICE HERDAN-ZUCKMAYERS „TÄGLICHES LEBEN“ – BRIEFE AUS DEM EXIL .....	26
<i>Barbara Holzheu</i> ZUR REMIGRATION HILDE ZALOSCERS – EIN INTERPRETATIONSVERSUCH.....	34
DIE AUTORINNEN .....	III

ISSN: 0020 - 2320

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST  
60. JAHRGANG 2005, NR. 1–2, Euro 12,50

Linie des Blattes: Verständigung der Öffentlichkeit über die Arbeit des Instituts für Wissenschaft und Kunst sowie Veröffentlichungen von wissenschaftlichen Arbeiten, die damit in Zusammenhang stehen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der AutorInnen wieder und müssen nicht mit der redaktionellen Auffassung übereinstimmen.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Redaktion und Layout: Dr. Helga Kaschl. Lektorat: Dr. Susanne Blumesberger / Dr. Ilse Korotin / Dr. Eva Waniek. Alle: 1090 Wien, Berggasse 17/1, Telefon / Fax: (1) 317 43 42, E-Mail: [iwk.institut@utanet.at](mailto:iwk.institut@utanet.at), Homepage: <http://www.univie.ac.at/iwk>  
Druck: AV + Astoria Druck, 1030 Wien, Faradaygasse 6, Telefon: (1) 616 72 18-0 / Fax: (1) 616 72 18-27

---

## EINLEITUNG

---

Seit vier Semestern finden am Institut für Wissenschaft und Kunst Seminare zum Thema „Frauen im Exil“ statt – sie beruhen auf einer Kooperation von biografiA (IWK) mit der FrauenAG der Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung (öge).

Wenn wir die österreichische Geschichte aus frauenspezifischer Sicht betrachten, so endet die Phase der kurzen demokratischen, zivilen Periode gewaltsam 1934. In einem weitaus größeren Ausmaß wirkte die Zäsur 1938: Frauen wurden aus politischen und rassistischen Gründen ausgegrenzt, verfolgt oder ermordet. Der Verlust dieses Potenzials und der Bruch in der gesellschaftlichen Entfaltung von Frauen reichen bis in die Gegenwart Österreichs. Vertrieben wurde der Großteil der ersten/zweiten Generation von Frauen, die überhaupt erst einen Zugang zu den Universitäten, dem Literatur- und Kunstbetrieb und einem Berufsleben gewonnen hatten.

Im Exil fanden sich neue Möglichkeiten, es konnte unter erkämpften, aber doch freieren Bedingungen gearbeitet und gelebt werden: Welche beruflichen, intellektuellen und persönlichen Neuorientierungen mussten oder konnten Frauen im Exil bewältigen? Auf welche Weise wurde die Gebrochenheit des eigenen Lebens durch die Erfahrung der Verfolgung und des Verlustes von Familienangehörigen und Freunden verarbeitet? Welche Gründe waren für eine (Nicht-)Rückkehr ausschlaggebend und welche „Fremdheitserfahrungen“ waren damit verbunden?

Das Projekt „biografiA – Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen“ wurde 1998 vom bm:bwk beauftragt und wird seither am Institut für Wissenschaft und Kunst im Rahmen der Dokumentationsstelle Frauenforschung durchgeführt. biografiA hat die umfassende historisch-biografische Erfassung österreichischer Frauenpersönlichkeiten zum Ziel und umfasst bereits rund 11.000 biografische Datensätze. Neben den berühmten Frauen wurden besonders die heute weniger bekannten oder bisher unbekannteren Frauen berücksichtigt. Sie vervollständigen erst das Gesamtbild weiblicher Aktivitäten und Wirkungsbereiche der jeweiligen Zeitepoche und verweisen auf ein Netz sozialer und gesellschaftlicher Beziehungen. biografiA entwickelte sich durch die Bildung einer fundierten Grundlage für weitergehende Forschungen im Bereich der feministischen Geschichtsforschung, der Wissenschaftsgeschichte und Frauenforschung, durch eigenständige wissenschaftliche Arbeit, Publikationen und öffentliche Veranstaltungen zu einer Vernetzungsplattform und zu einem Diskussionsforum für biografisch orientierte ForscherInnen aus dem In- und Ausland. Von Beginn an war es ein Anliegen, der Dokumentation von Verfolgung, Widerstand und Exil einen besonderen Stellenwert beizumessen.

Die Österreichische Gesellschaft für Exilforschung (öge), die sich die Erforschung der Geschichte des Exils aus Österreich im 20. Jahrhundert und ihre Koordination und Kommunikation in den Wissenschaften und in der Öffentlichkeit zur Aufgabe gemacht hat, befasst sich in ihrer FrauenAG mit einer marginalisierten Seite des Exils, der Geschichte von Exilantinnen des Austrofaschismus und Nationalsozialismus. Es besteht großer Bedarf an Frauenstudien/Gender Studies und am Austausch von neuen Ergebnissen zur zeitgeschichtlichen, kunst- und literaturwissenschaftlichen Biografie- und Rezeptionsforschung.

Die nachfolgenden Beiträge wurden im Rahmen der Arbeitstreffen der FrauenAG und der Seminarreihe „Frauen im Exil – Die weibliche Perspektive“ am Institut und Wissenschaft und Kunst vorgetragen.

*Siglinde Bolbecher (öge-FrauenAG)  
Ilse Korotin (biografiA / IWK)*

## FRAUEN IM EXIL – DIE WEIBLICHE PERSPEKTIVE

„Ist denn das Exil, das ‚Exil von Frauen‘, wirklich so interessant, so ergiebig?“, fragte mich unlängst eine Bekannte. Sie selbst ist in den 1950er-Jahren aus Ungarn emigriert, lebt also seit vielen Jahren in Wien, „integriert“, mit einem weitgespannten beruflichen und sozialen Umfeld. „Für mich, für uns, war die Emigration der einzige Ausweg, die einzige Zukunft, obwohl ich mich fürchtete. Das Exil war die Freiheit, ist wunderbar gewesen, so arm und schwer ich es zunächst hatte.“

Die Auseinandersetzung mit dem österreichischen Exil vor und während der nationalsozialistischen Herrschaft aus frauenspezifischer und politischer Sicht voranzutreiben, war ein wesentlicher Beweggrund, der im März 2002 zur Gründung einer selbstständigen Arbeitsgemeinschaft (Frauen AG) „Frauen und Exil“ im Rahmen der Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung (öge) führte. Die FrauenAG setzt sich aus über zwanzig Exilforscherinnen verschiedenster Disziplinen, die an einem transdisziplinären wissenschaftlichen Austausch interessiert sind, und Exilantinnen, ob nun in Österreich oder in anderen Ländern lebend, zusammen. In den letzten drei Jahren fanden sechzehn „interne Arbeitstreffen“ statt und parallel dazu ab dem Wintersemester 2003 eine Vortragsreihe in Zusammenarbeit mit der AG biografiA am Institut für Wissenschaft und Kunst. Meine Ausführungen sind ein Versuch, die Problemstellungen und Diskussionen der FrauenAG darzulegen.

Vertreibung, Flucht und Exil sind zu einer prototypischen Erfahrung im 20. Jahrhundert geworden. Exile sind durch Staaten und deren Diktaturen verursacht, die ihre eigenen BürgerInnen verraten. In unseren ersten Diskussionen versuchten wir, den Exilbegriff abzustechen, unter Eingrenzung bzw. Einbeziehung gegenwärtiger Asyl- und Immigrationspraktiken, und stellten die Frage nach der Fruchtbarkeit von Erkenntnissen der Exilforschung in der Gegenwart, im Dialog mit „Gender Studies“ und Migrantinnen in Österreich heute.

Das besondere Interesse am Exil von Frauen ab 1934 und 1938 geht von geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Lebenserfahrungen, Perspektivierungen und Verarbeitungsweisen aus. Wesentlich war von Beginn an der Blick auf den Alltag (Lebensforschung). Durch den Einbruch der nationalsozialistischen Herrschaft in die Alltagswelt wurde die Entscheidung zwischen Flucht und Bleiben notwendig. Die Suche nach legalen oder illegalen Auswanderungsmöglichkeiten, nach Asylländern sowie die Beschaffung von Ausreisepapieren, Permits usw. erforderte alle Energie, Mut und Intelligenz und war zugleich mit Leid, Angst und Demütigungen verbunden. Das erzwungene Exil erscheint

zunächst als Vakuum, eine Umorientierung ohne Perspektive. Doch die „existenzielle Situation“ (Arbeit, Einkaufen, Wohnung, Schule ...) scheint für Frauen leichter bewältigbar. Als Arbeitsthese formuliert: Frauen sind schneller dabei, fremde Sprachen zu lernen; sie suchen Kontakte gegen die Isolation; sie sind eher bereit, für Einkommen und den Alltag zu sorgen – Normalität herzustellen für die Familie, für die Freunde, als für sich.

Als Methode wenden wir die vergleichende Biografie- und Rezeptionsforschung an und die Dokumentation frauenspezifischer Quellen zur Exilforschung. Parallel dazu suchen wir das Gespräch mit ((R)Emigrantinnen und Exilantinnen – eine wesentliche Bereicherung, Vertiefung und Chance zur Sicherung von Lebensspuren. Für diese Gespräche danke ich:

*Paula Bizberg* (Mexico), Korrespondentin und Übersetzerin in einem Patentbüro: 1938 flüchtete sie nach Großbritannien und kehrte nach Kriegsende für einige Jahre nach Wien zurück. Paula Bizberg stellte uns die ebenfalls aus Wien geflüchtete Ärztin Trude Kurz vor, eine im mexikanischen Exil anerkannte Wissenschaftlerin und Atomkraftgegnerin, und sprach über ihre eigene ‚gescheiterte‘ Rückkehr.

*Gertrude Trincher-Rutgers* (Wien), Kinderärztin; Autorin der Autobiografie „Odyssee als Kinderärztin – DAS HAUS IN MIASS“: Für sie stand die UdSSR für einen möglichen gesellschaftlichen Weg, für sie war das Exil auch politische Heimat. Gleichzeitig war es ein schwieriges und gefährliches Exilland, in dem sie divergente Erfahrungen machen musste. Während sie mit der Leitung eines Kinderspitals betraut wurde und ihre Reformideen durchsetzen konnte, wurde ihr Mann unter Stalin verfolgt und deportiert.

*Hanna Papanek* (Lexington, USA), Anthropologin, berichtete über ihre derzeitige Arbeit: „Die Rekonstruktion der Familiengeschichte“. – Nichtjüdisch (in Deutschland und Österreich) und jüdisch im Exil (Niederlande, Frankreich, USA): Ihre methodische Herangehensweise, „Participatory History“ (teilnehmende Geschichte), konfrontiert die eigenen Erinnerungen mit der „objektiven Realität“. Sie begegnet den eigenen Wahrnehmungen und der Authentizität mit Misstrauen, überprüft alle anderen Fakten, Maßnahmen usw. mit dem Zugeständnis an das „Nicht Gewußthaben“. Dieser Forschungsansatz ermöglicht ihr eine Bewegungsfreiheit zwischen nüchterner Analyse von Dokumenten und der Subjektivität – ohne die eigene Erinnerung zu einer Fiktion zu machen: persönliche Erinnerungen und Archivmaterialien; Anekdoten über Kindheitsfreundinnen und Deportationslisten, in denen die Namen gesucht und auch gefunden werden. In der folgenden Diskussion

stellten wir Überlegungen an, inwieweit das Exil das wissenschaftliche Interesse von Hanna Papanek geformt habe und umgekehrt ihre langjährigen Erfahrungen als Anthropologin in Asien (Pakistan, Indien) die Rekonstruktion der Exilerfahrung befruchten.

*Hannah Fischer* (Wien), psychoanalytisch orientierte Pädagogin, zuletzt Direktorin der Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen: Sie erreichte das englische Asyl mit einem Kindertransport und kehrte 1946 nach Wien zurück. Als Trainee in dem Anna Freud Institut „Hampstead War Nurseries“ und Kindergärtnerin im „Austrian Day Nursery“ (Kindergarten des Austrian Centre) tätig, wurde das Exil zur „Schule und Bildung“ ihres weiteren Lebens. Auf ihre hartnäckige Initiative geht auch die Gründung des „Anna Freud Kindergartens“ in Wien (1980) zurück. Ihr Beitrag ist in diesem Heft abgedruckt.

*Susanne Bock* (Wien), Sprachwissenschaftlerin: Sie flüchtete als junges Mädchen 1938 über Italien und Frankreich nach Großbritannien und dann nach Wales. Die Selbstständigkeit, die das Leben im Exil abverlangte, aber auch die Freiheit, die damit verbunden war, formen ihre Persönlichkeit. Über ihre Exil- und Rückkehrerfahrungen verfasste sie zwei berührende Bücher: „Mit dem Koffer in der Hand. Leben in den Wirren der Zeit 1920–1946“ (Wien 1999); „Heimgekehrt und fremd geblieben. Eine alltägliche Geschichte 1946–1954“ (Wien 2003). Susanne Bock ist ständige Mitarbeiterin der FrauenAG. Ein biografischer Beitrag findet sich in diesem Heft.

Die Biografien, mit denen wir uns als Forscherinnen auseinandersetzen, stehen in der Spannung von Aufbruch und Selbstbestimmung als Frau und möglichen Scheitern. Um die Exilsozietät geschlechtsspezifisch zu erfassen, wurden folgende Kriterien gewählt: Herkunft bzw. Schichtzugehörigkeit, persönlicher familiärer Hintergrund, sprachliche Sozialisation, Ausbildung und beruflicher Weg; Liebe, Partnerschaft, Freundschaften, Generationen und Alter.

Ein wichtiger Fundus der Verarbeitung von Exilerfahrung sind Autobiografien. Für die Exilforschung zeigte sich, dass mit einer Interessensverschiebung von der Prominenz zu dem Exil der „kleinen Leute“, der jüdischen Massenemigration, die Autobiografien von Frauen ergiebiger sind: Sie gehen einfach detaillierter auf den unspektakulären, aber um so mühsameren Exilalltag ein.

Auffällig ist, dass bis auf relativ wenige Ausnahmen wie Genia Quittners „Ein weiter Weg nach Krasnogorsk. Schicksalsbericht einer Frau“. (Wien, München, Zürich 1971), verfasst nach ihrem Austritt aus der Kommunistischen Partei Österreichs, oder Herta Paulis „Der Riß der Zeit geht durch mein Herz. Ein Erlebnisbuch.“ (Wien, Hamburg 1970, englisch: *Break of Time* New York 1972), Frauen erst in einem späteren Lebensabschnitt ihre Erinnerungen verfassten.

Den Weg, den das Kind, die Jugendliche zurückge-

legt hat, erhält durch den Spiegel des Exils neue Konturen. Für Alice Herdan haben die Jahre in der „Schwarzwaldschule“ zu einem Selbstbewusstsein und zu einer praktischen Kompetenz geführt, die sich im Exil bewährte. Dagegen erfuhr Edith Rosenstrauch in der erstgeführten Mädchenklasse in einem Wiener Knabengymnasium über die Lektionen antisemitischer und frauenfeindlicher Lehrer von einer bedrohlichen, ungeheuerlichen Zukunft.

Erinnern Frauen anders? Erinnerungen enthalten auch immer ein Nichtaufgelöstes. Die weibliche Thematisierung von Fremderfahrung entblößt Tabuthemen, die zu Fragen der Forschungskompetenz führen: Welche Terrains und Fragen umgeht man? Von welchen Klischees wird ausgegangen?

Das Bild von der Emigrantin als Ehefrau und Mutter: Die Familien blieben häufig nicht zusammen, ebenso Ehepaare, sondern gelangten auf verschiedenen Wegen fort. Vermutlich lebten mehr Frauen als Männer mit Kindern im Exil. Und ohne Zweifel hat Verfolgung und Flucht für viele Frauen die Lebensvorstellung von Familie mit Kindern zunächst auch zerstört. Das Selbstverständnis mag möglicherweise nachhaltiger verändert worden sein als für verhinderte Väter.

Das Exil hat eine „besondere“ Altersstruktur: In der Situation der Verfolgung wird zuerst an die Jungen gedacht, sie haben auch mehr Chancen, illegale Fluchtwege zu benutzen (Schweiz); sie erreichen eher ein Permit (Arbeitsgenehmigung); können sich leichter umorientieren, auch wenn sie keine oder nur eine abgebrochene Ausbildung haben.

Frauen thematisieren Erfahrungen von Flucht und Exil, die intime weibliche – seelische und körperliche – Bereiche berühren. Eine Scheinehe als Fluchtmittel. Stella Rotenberg kommentiert knapp ihre Situation in Holland als Haushälterin bei einem allein stehenden Mann: „Er war ledig und hatte gehofft, ein Mädchen ins Haus zu bekommen, das für ihn kocht, im Geschäft hilft, mit ihm ausgeht und vielleicht mehr. Ich habe ihm nichts bieten können.“<sup>1</sup> Sie verließ ihren „Garantor“, von dem allerdings ihre Aufenthaltsgenehmigung abhing: „Von da an, hatte ich die Polizei auf dem Hals.“ Der Pass wurde konfisziert, die Abschiebung nach Deutschland ange droht.

Wir wissen wenig über Sexualität und Flucht: Verdächtigungen gegen Flüchtlingsfrauen (die verfeimte Jüdin), noch dazu wenn sie unverheiratet mit einem Mann zusammenlebten, was auch aufgrund mangelnder Papiere oft der Fall war. Neben den politischen Internierungsgründen – „gefährlich für die innere Sicherheit“ und „Verbreitung extremistischer Ideen“ – war der häufigste Grund „andere Motive“ (fehlende Ausweispapiere, leichter Lebenswandel ...), wodurch die wahren politischen Gründe verdeckt wurden. Als Angehörige der feindlichen Nationalität wurden sie zu „unerwünschten Personen“ während der Internierungen in Südfrankreich manchmal in die Nähe der Prostitution gerückt.<sup>2</sup>

Über den Verlust eines beruflichen Sozialprestiges scheinen Frauen leichter hinweggekommen zu sein. Selbst Frauen eines großbürgerlichen Lebensstils waren diesen Anforderungen nach praktischen, pragmatischen Handeln und emotionaler Intelligenz gewachsen.

Die Zahl der erwerbstätigen Frauen stieg im Exil sprunghaft an, damit auch die Chancen, aus alten Rollenerwartungen auszubrechen. Die Tatsache, dass akademisch ausgebildete Frauen bei der Arbeitsvermittlung Frauenjobs zugewiesen bekamen, wurde in der Notzeit als selbstverständliches Opfer angesehen, im Vergleich mit den weiteren Möglichkeiten des Mannes jedoch als Zurücksetzung erfahren; z. B. gab es für Frauen keine adäquate Unterstützung nach Kriegsende – wie etwa die Stipendien für ehemalige Armeeangehörige der britischen und amerikanischen Armee.

Divergent sind auch die Bilder, die sich Männer von der Frau im Exil gemacht haben, und wie sich die Emigrantinnen in den Lebensgeschichten interpretieren. Die Metapher von der Frau als „Heimat im Exil“ ist eine männliche Metapher – und auch nicht umkehrbar.

Die weibliche Perspektive des Exils beinhaltet die Frage nach weiblicher Identität. Die Lebensentwürfe von Frauen im Exil stoßen uns auf die verschiedenen Begriffe von Identität und verweisen darauf, dass Identität zu einer machtbesezten Metapher gerinnt, wenn sie eng in

eine Gruppe von Merkmalen wie Sprache und Heimat eingesperrt wird oder wenn das Exil einfach mit Identitätsverlust gleichgesetzt wird.

Hanna Papanek verwendet ein Bild aus dem Roman „Good Faith“ von Salman Rushdie für eine mögliche Identität im Exil („als ein Einander Durchfluten wie Aromen beim Kochen.“):

„Wir befinden uns im Exil, in der Nicht-Heimat, an einem Ort, an dem die fremden Aromen uns durchfluten können und wir sie mit offenem Mund, mit offener Seele ein und hineinlassen dürfen – auch wenn wir zunächst schmerzhaft erfahren, daß wir sie hineinlassen müssen, bevor wir uns entschließen können, daß wir sie hereinlassen wollen.“<sup>3</sup>

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Stella Rotenberg: *Ungewissen Ursprungs. Gesammelte Prosa*. Hg. von Siglinde Bolbecher. Wien 1997, S. 67
- 2 Vgl. Mechthild Giltmer: *Fraueninternierungslager in Südfrankreich. Rieucros und Brens 1939–1944*. Berlin 1994, S. 51–64
- 3 Hanna Papanek: „Reflexionen über Exil und Identität, Staat und Menschenrechte“. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch. Sprache – Identität – Kultur: Frauen im Exil*. Bd. 17, S. 33 f. Hg. von Claus-Dieter Krohn, Erwin Rotermond, Lutz Winckler und Wulf Koepke in Zusammenarbeit mit Sonja Hilzinger. München 1999

ILSE KOROTIN

## WISSENSCHAFTLERINNEN UND REMIGRATION – DIE „AUSTRIAN UNIVERSITY LEAGUE OF AMERICA“

Im folgenden Beitrag wird der Problematik der Remigration nach 1945 mit geschlechterdifferenzierenden Fragestellungen nachgegangen.<sup>1</sup> Am Beispiel des „Memorandums on the Reconstruction of Austrian Universities“<sup>2</sup>, 1946 von New York aus von der ExilantInnenvereinigung „Austrian University League of America“ an das zuständige österreichische Ministerium gesandt, soll – neben der Darstellung einzelner Biografien – exemplarisch das gesellschaftspolitische Umfeld erforscht werden, in dem eine Remigration glücken konnte oder misslingen musste. Die dabei zu Tage tretenden Bedingungen der Heimkehr bzw. die Blockierung einer Rückkehr nach 1945 stehen in direkter Relation zu Form und Inhalt des demokratischen Neuaufbaues Österreichs im Allgemeinen und der wissenschaftlichen Institutionen im Besonderen.

### ÖSTERREICH ALS RÜCKKEHRLAND

Das Selbstverständnis Österreichs als Rückkehrland, als Heimatland der ExilantInnen, war in den Nachkriegsjahren nur sehr marginal entwickelt. Vielmehr war für die österreichische Nachkriegsidentität die These vom „ersten Opfer Hitlerdeutschlands“ entscheidend und handlungsleitend.

Im Fall der jüdischen Vertriebenen galt jene Einstellung, die Brigitte Bailer mit dem Verweis beschrieb, dass „die österreichischen Juden ... im öffentlichen Bewusstsein überwiegend als Mordopfer einiger weniger Kriegsverbrecher auf(schienen).“<sup>3</sup>

Im Gegensatz zu den Versuchen, die politischen Flüchtlinge der NS-Zeit wieder in die österreichische Gesellschaft zu integrieren, war die Einstellung zu den Remigrationsbestrebungen von jüdischen Vertriebenen durchwegs negativ.

In Vorwegnahme des nun folgenden Berichtes ist darauf hinzuweisen, dass – typisch für diese Stimmungslage – die einzige vertriebene Wissenschaftlerin, deren universitäre Rückkehr in diesem Zusammenhang als „geglückt“ bezeichnet werden kann – Carla Zawisch-Ossenitz –, nicht zu den „rassisch Verfolgten“ gehörte, sondern aus einem adeligen (monarchistischen)<sup>4</sup>, katholisch-konservativen Umfeld stammte.

### DIE UNIVERSITÄTEN IM UMBRUCH

Im Bereich der Universitäten wurde 1945 der Verantwortungsproblematik mit der sofortigen Entlassung der

„reichsdeutschen“ UniversitätslehrerInnen – quasi als symbolischer Akt der Reinigung – entsprochen, in einem weiteren Schritt wurden auch alle NSDAP-Mitglieder vom Dienst enthoben.

Dass das NS-Gedankengut – etwa ein unübersehbarer Antisemitismus – nicht nur auf die Gruppe der parteibuchmäßig identifizierbaren Gruppe der NationalsozialistInnen beschränkt werden konnte, zeigte sich leider oftmals gerade dort, wo sich nach der Befreiung die Verantwortlichen um die Wiedergutmachung der Opfer des Nationalsozialismus Gedanken machten.<sup>5</sup> Hinzu kam die vorherrschende Not, der Mangel an allem. Diese Mischung bewirkte eine egoistische, gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus ablehnende bis aggressive Haltung.<sup>6</sup> So war es durchaus üblich – und es existieren darüber ministerielle Schreiben<sup>7</sup> –, potenziell rückkehrwilligen Universitätsangehörigen die Reise- bzw. Übersiedlungskosten vorzuenthalten; Karl Bühler schrieb dazu am 29. 10. 1952 an Richard Meister:

„Daß ich nicht angenommen habe, lag an der ganzen Situation. Wenn man damals alles verloren hat (ich kam mit einem Handkoffer und 5 RM in Oslo an) und soll alles aufgeben, was man in einem anderen Land schwer und notdürftig erworben hat, dann fragt man z. B., ob man wenigstens einen Ersatz der Umzugskosten (Reisekosten) erwarten kann. Das Kultusministerium hat dies kurzer Hand abgelehnt, und ich hatte einfach nicht das Geld dazu.“<sup>8</sup>

An allen Hochschulen Österreichs setzten sofort nach der Befreiung Bestrebungen ein, die es ermöglichen sollten, nach den tiefgreifenden Entlassungswellen den darniederliegenden Hochschulbetrieb wieder in Gang zu setzen. Im Herbst 1945 übernahmen Sonderkommissionen die Entnazifizierung von Lehrkräften und deren Überprüfung im Hinblick auf eine mögliche Wiederverwendung. Diese Sonderkommissionen etablierten sich zum Großteil in einem anonymen, durch die Professorenschaft abgeschirmten Autonomiebereich der Hochschulen. Eine sehr hohe Zahl der 1945 enthobenen Lehrkräfte wurde sukzessive wieder in den Lehrbetrieb eingegliedert. Wie aber stand es um die Bemühungen, vertriebene Hochschullehrerinnen und ehemals im universitären Kontext aktive Wissenschaftlerinnen zu einer Rückkehr zu bewegen?<sup>9</sup>

### DER FALL CHARLOTTE BÜHLER

Prinzipiell ist zu bemerken, dass es eine von österreichischer Seite initiierte offizielle Rückberufung einer vertrie-

benen (jüdischen) Wissenschaftlerin meiner Kenntnis nach nicht gab. Selbst mit Charlotte Bühler, 1938 außerordentliche Professorin und Forschungsdirektorin am Wiener Institut für Psychologie und nach Mitchell Ash „the highest-ranking German-speaking woman psychologist“<sup>10</sup>, wurden niemals Verhandlungen aufgenommen. Halbherzig korrespondiert wurde lediglich mit Karl Bühler, wobei auch hier klar wurde – Bühler war 1946 bereits 68 Jahre alt –, dass kein ernstes Interesse an der Rückkehr des Forschers bestand.<sup>11</sup> Diese Ignoranz wurde ausgeübt, obwohl die entsprechenden Stellen – jedenfalls kurzfristig – durchaus frei waren. Die zwei zentralen philosophischen Ordinariate wurden durch den Abgang von „reichsdeutschen“ Professoren frei: jene von Arnold Gehlen (ursprünglich Nachfolge Robert Reininger) und von Gunther Ipsen (ursprünglich Nachfolge Karl Bühler). Ebenfalls frei wurde die a. o. Professur von Walther Schmied-Kowarzik.

Zu bemerken ist auch, dass besonders an der Wiederkehr des sich vormals so produktiv ergänzenden „Forscherpaares“ Bühler – als wissenschaftlicher Lebensstil und für viele SchülerInnen vorbildhaftes und praktikables Rollenmodell<sup>12</sup> – absolut kein Interesse bestand.

Charlotte Bühler berichtet, dass Richard Meister ihr persönlich mitteilte,

„daß ich meine eigene Professur nicht zurückbekommen könnte, weil er sie inzwischen an eine unserer früheren Schülerinnen vergeben habe, eine Tatsache, die die Wiederaufnahme unserer früheren gemeinsamen Tätigkeit unmöglich gemacht hätte.“<sup>13</sup>

Als „frühere Schülerin“ meinte Meister in diesem Zusammenhang die Absolventin des Psychologischen Institutes Sylvia (Bayr-)Klimpfinger, die 1932 mit einer Arbeit aus dem speziellen Forschungsbereich Egon Brunswiks promovierte.<sup>14</sup> Nach dem Studium war sie bis Februar 1940 als Lehrerin an der Mädchen-Hauptschule Wien 8, Zeltgasse, tätig. Erst ab Februar 1940 ist Klimpfinger wiederum am Psychologischen Institut vorzufinden, nun als Assistentin, betraut mit sämtlichen kinderpsychologischen Lehrveranstaltungen und der Ausbildung der Lehramtsanwärterinnen für die Fächer des „Frauenscaffens“. Sie begutachtete die von der Gau-Erziehungsberatung überwiesenen Fälle erziehungsschwieriger Kinder und hielt Vorträge am Pädagogischen Institut im Rahmen der Schulung der NSV-Volkspflegerinnen sowie im Auftrag des NS-Lehrerbundes „in verschiedenen Kreisen des Gau Wien“.<sup>15</sup> 1943 habilitierte sich Klimpfinger bei Arnold Gehlen mit einer Arbeit, die im Rahmen von psychologischen und soziographischen Untersuchungen an volksdeutschen Umsiedlern des bessarabischen Dorfes Emmental entstand, welche in Lagern in der Umgebung Wiens untergebracht waren.<sup>16</sup> Diese Untersuchungen wurden in der Zeit von Oktober 1940 bis Juli 1941 unter der Förderung des Beauftragten des Reichskommissars für die Festigung des deutschen

Volkstums im SS-Oberabschnitt Donau, Franz Ronneberger, von einer Gruppe von Mitarbeitern des Psychologischen Institutes durchgeführt. Sie stehen im Kontext einer menschenverachtenden Okkupations- und Bevölkerungspolitik in Osteuropa, die von brutalen Umsiedlungsaktionen bis zum Massaker an der ländlichen jüdischen Bevölkerung reichte.

Vor allem junge, aufstiegsorientierte Praktiker und Akademiker betrachteten das dicht bevölkerte, historisch kompliziert gewachsene Europa mit all seinen Unterschieden und Gegensätzen als Reißbrett für gigantische Planungen. Osteuropa war für sie ein einziges Brachland, das nach „Bereinigung“ und „Neuaufbau“ verlangte.<sup>17</sup> Das Gesamtkonzept einer „negativen Bevölkerungspolitik“ zeigt hier beispielhaft das Zusammentreffen und Ineinandergreifen von Ideologie und Theorie und verweist auf die Zusammenhänge zwischen der Politik der Modernisierung und der Politik der Vernichtung.

Die rasche Reaktivierung des NSDAP-Mitglieds Univ. Doz. Dr. Sylvia Klimpfinger, und der darauf folgende kontinuierliche Aufstieg in der akademischen Hierarchie bis zur ordentlichen Professur ist ein Beispiel für die deutliche Lobbypolitik zugunsten ehemaliger Parteimitglieder, unter Ausschluss und – wie im Folgenden bemerkbar – unter schamloser Ausnützung der geistigen Leistungen der Vertriebenen; aus: Erkenntnis der Überprüfungs-kommission vom 28. Juli 1947:

„Das Beweisverfahren hat ergeben, dass Dr. Klimpfinger mit 1. 1. 1941 und der Mitgliedsnummer 9.026.127 als Mitglied in die Partei aufgenommen wurde. Trotz ihrer Zugehörigkeit zu der NSDAP konnte die politische Zuverlässigkeit der Genannten als erwiesen angenommen werden, da festgestellt wurde, dass Dr. Klimpfinger niemals der nationalsozialistischen Ideologie verfallen war, namentlich in ihren Vorträgen und Publikationen ihre wissenschaftliche Unabhängigkeit bewahrt hatte und die Tradition der Wiener Schule und damit das Lebenswerk der 1938 entfernten Professor Dr. Charlotte Bühler fortsetzte.“

In dem am 4. 8. 1980 in der österreichischen Tageszeitung „Die Presse“ erschienenen Nachruf auf Sylvia Bayr-Klimpfinger wird die sehr subtile, aber wirksame Form der Diskriminierung durch das „Verschwinden Lassen“, die Nicht-Erwähnung in unterschiedlichen Konstellationen, deutlich und es heißt:

„Ihre wissenschaftliche Laufbahn begann sie als Assistentin Richard Meisters, wurde aber bald zur selbständigen Pionierin neuer psychologischer Forschungen, vor allem des Entwicklungs- und Kindesalters ...“<sup>18</sup>

#### DIE „AUSTRIAN UNIVERSITY LEAGUE OF AMERICA“

Eine der nach heutiger Forschungslage bekannten Interventionen aus dem Ausland stammt von der „Austrian University League of America“<sup>19</sup> – einer Vereinigung emigrierter Gelehrter mit vorwiegend konservativ-katholischer Orientierung. Diese legte dem zuständigen Minis-



terium im Jahr 1946 ein „Memorandum“ zur Neugestaltung des österreichischen Universitätsbetriebes vor, welches auch in der geschlechterdifferenzierenden Betrachtung von Remigration von besonderer Bedeutung ist.

Zum „Board of Directors“ gehörte und als Generalsekretärin der „Austrian University League“ fungierte die Wiener Histologin Clara Zawisch-Ossenitz.<sup>20</sup>

In einer Vorschlagsliste zur Neubesetzung des universitären Lehrkörpers geeigneter WissenschaftlerInnen finden sich überraschend viele Frauen, auch solche von zur Zeit ihrer Vertreibung aus Österreich noch wenig etablierten Forscherinnen.

Das ministerielle und universitäre Interesse richtete sich in den Jahren nach 1945 ausschließlich auf die realistisch gesehen eher unwahrscheinliche Rückkehr prominenter männlicher Wissenschaftler wie etwa die Nobelpreisträger Victor Franz Hess und Erwin Schrödinger und vernachlässigte all jene, die den Wissenschaften in niedrigeren Hierarchieebenen ihren Dienst erwiesen hatten.

So wurden etwa in einem Schreiben des Rektors der Universität Wien vom 11. März 1946<sup>21</sup> an das Bundesministerium für Unterricht „Namen der derzeit im Ausland tätigen Lehrkräfte der Wiener Universität“ genannt, „deren Wiederkehr besonders erwünscht wäre“. Unter den neun genannten ordentlichen und außerordentlichen Professoren befindet sich keine einzige Frau.

Die „Austrian University League of America“ richtete gezielte Vorschläge zur Rekonstruktion des österreichischen Hochschulbetriebes an das Bundesministerium für Unterricht. Das diesbezügliche „Memorandum“ ortet Handlungsbedarf

„z. B. in der Frage der Rückberufung von nicht hochschulgebundenen Wissenschaftlern ..., weiter hinsichtlich der grundsätzlichen Außerkraftsetzung aller während der Nazizeit erworbenen akademischen Grade, Überprüfung, ob die Voraussetzungen dafür ordnungsmäßig erworben wurden, und allfälligen Verpflichtungen zur Ablegung von Ergänzungsprüfungen.“<sup>22</sup>

Interessant an dem vom Bundesministerium für Unterricht in seiner gesellschaftspolitischen Tragweite nie ernsthaft in Erwägung gezogenen Dokument ist, dass hier erstmals so genannte „hochschulungebundene Wissenschaftler“ genannt werden. Dieser Faktor trifft in einem hohen Ausmaß auf Frauen zu, und tatsächlich enthalten die von der „Austrian University League“ erstellten Listen die Namen von wissenschaftlich tätigen (bzw. tätig gewesen) Frauen. Unter den insgesamt 370 genannten WissenschaftlerInnen sind 39 Frauen (von dem Forscherpaar Bühler wird interessanterweise nur Karl Bühler genannt).

#### „AUSGELÖSCHT“

Aus vorangegangenen Forschungen war bekannt, dass zwei der in den Listen genannten Frauen – nämlich die Romanistin Elise Richter und die Afrikanistin Marianne

Schmidl – 1946, also zum Zeitpunkt der Vorlage der Namensliste, nicht mehr lebten. Beide waren 1942 in Konzentrationslager deportiert und dort ermordet worden. Im Zuge einer weiterführenden biografischen Bearbeitung der Liste wurde festgestellt, dass dieses Schicksal noch auf weitere Frauen zutrifft (Emilie Bondy, Maria Anna Schirmann, Marianne Stein). Manche Lebensverläufe konnten trotz umfassender Recherchen nur in einzelnen Aspekten erhellt werden (zum Beispiel durch Akten des Universitätsarchivs), welche sich nicht auf die Zeit während und nach dem Nationalsozialismus beziehen und somit auch keine Aussagen über Verfolgung oder Emigration ermöglichen.

BONDY, EMILIE / 30. 10. 1897 /  
Researcher, Vienna / Craniology / Austria<sup>23</sup>

Bondy-Horowitz Emilie, verh. Bondi, Anthropologin  
Geb. Wien, 30. 10. 1897;  
gest. ? (1938/40 deportiert/ermordet (emigriert?))

#### Ausbildung und Laufbahn:

Im WS 1915/16 Inskription an der philosophischen Fakultät der Universität Wien, Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Anthropologie. Dissertation bei R. Pöch über das anthropologische Material der „Rassetypen“ Neuguineas aus dessen Expedition (1904–1906). 1925 Promotion.

Bearbeitung des Prestigeprojektes „Pöch'scher Nachlass“ im Auftrag der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. E. B.-H. war testamentarische Erbin der anthropologischen Materialien aus Neuguinea und wurde deshalb als Jüdin am Institut akzeptiert, an eine berufliche Karriere als Anthropologin war allerdings nicht zu denken. Ob E. B.-H., die sich im Herbst 1938 mit ihrem Ehemann Dr. med. Emil Bondy nach wie vor in Wien aufhielt, die Emigration gelang, ist ungewiss; größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie in der NS-Ära deportiert und ermordet wurde.

RICHTER, ELISE / 2. 3. 1865 /  
a. o. Professor, Vienna University

Richter Elise, Romanistin  
Geb. Wien, 2. 3. 1865;  
gest. KZ Theresienstadt, 21. 6. 1943

#### Ausbildung und Laufbahn:

Privatunterricht gemeinsam mit ihrer Schwester Helene, ab 1891 Gasthörerin an der Universität Wien, 1897 Matura als Externe am Akademischen Gymnasium Wien, 1897 unter den ersten in Wien immatrikulierten Studentinnen, Inskription in klassischer Philologie, Indogermanistik, Germanistik und Romanistik; Promotion zum Dr. phil. 1901, erster weiblicher Doktor der Romanistik an der Universität Wien.

Habilitation 1905, 1907 Universitätsdozentin. 1921 a. o. Prof. als erste Frau Österreichs und Deutschlands. 1922 gründete E. R. auf Aufforderung der International Federation of University Women den Verband der Akademikerinnen Österreichs und war von 1922 bis 1930 dessen Vorsitzende. 1935 verweigert ihr das Ministerium die ordentliche Professur. Nach dem März 1938 wird E. R. als Jüdin die Lehrbefugnis entzogen. 1942 wird sie gemeinsam mit ihrer Schwester ins KZ Theresienstadt deportiert und dort ermordet.

SCHIRMANN, MARIA ANNA / 19. 2. 1893 /  
Assistant, Vienna University. Physikalisches Institut /  
Experimental Physics. High Vacuum Thermionic Tubes.  
Electro-Medial Apparatus. Colloids. Meteorological.  
Optics.

Schirmann Marie Anna, Physikerin  
Geb. Wien, 19. 2. 1893;  
gest. ?, (5. 3. 1941 Deportation Wien-Modliborzyce  
im Bezirk Janow Lubelski, Distrikt Lublin)

*Ausbildung und Laufbahn:*

M. A. Sch. studierte ab 1914 acht Semester an der Universität Wien und promovierte 1918 mit der Dissertation „Dispersion und Polychromismus des polarisierten Lichtes, das von Einzelteilchen von der Größenordnung der Wellenlänge des Lichtes gebeugt wird“. Ihre Arbeit wurde am 6. Juni 1918 in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften von Professor Lecher vorgelegt und in den Sitzungsberichten veröffentlicht.

Ab dem Wintersemester 1922/23 bis 1929/30 war sie Assistentin am II. Physikalischen Institut der Universität Wien bei Professor Felix Ehrenhaft.

SCHMIDL, MARIANNE / 3. 8. 1890 /  
Librarian Vienna Nationalbibliothek / Ethnography.  
Archaeology. Africa / Austria

Schmidl (Theresie) Marianne, Ethnologin und Bibliothekarin  
Geb. Berchtesgaden, Bayern, 3. 8. 1890;  
gest. vor 9. 5. 1945 (Amtliche Todeserklärung vom 12. 5. 1950; letzte Nachricht 1942 aus dem Lager Izbica (Polen))

*Ausbildung und Laufbahn:*

M. Sch. absolvierte die unteren Gymnasiumsclassen am Schwarzwaldschen Mädchengymnasium in Wien, die weiteren Jahrgänge in Graz. Ab 1910 Studium der Mathematik und Physik an der Universität Wien, ab 1913 Ethnographie, Anthropologie und Urgeschichte sowie Volkskunde. 1916 Dr. phil., als erste Frau Dissertation in Ethnographie, Volkskunde und Anthropologie.

Noch während ihrer Studienzeit arbeitete M. Sch. am Österreichischen Museum für Volkskunde, 1916/17 an der Afrikanischen Abteilung des Museums für Länder- und Völkerkunde in Berlin, 1917–20 als Assistentin am Lindenmuseum in Stuttgart sowie am Museum für Kunst und Kunstgeschichte in Weimar. 1921 Eintritt in die Österreichische Nationalbibliothek, 1938 Ernennung zum „Staatsbibliothekar 1. Klasse“, im selben Jahr krankheitsbedingt pensioniert.

Aus der von R. Pöch aufgebauten anthropologisch-ethnographischen Schule hervorgegangen, erwarb sich M. Sch. die Wertschätzung ihres Lehrers, der ihr einen Teil seines wissenschaftlichen Nachlasses anvertraute. Ab 1926 Arbeit an einem Forschungsprojekt zur vergleichenden Kulturgeschichte des afrikanischen Kunsthandwerks. 1939 Entzug der gesamten Arbeitsmaterialien. Im April 1942 wird M. Sch. in das Lager Izbica (Polen) deportiert, von wo aus einen Monat später ihre letzte Nachricht kam.

STEIN, MARIANNE / 29. 7. 1888 /  
Assistant, Vienna University Anatomisches Institut,  
Physikatsrat, Vienna Municipality Welfare Department /  
Glands, Morbid Histology / Austria

Stein Marianne, Ärztin  
Geb. Wien, 29. 7. 1888;  
gest. ?, (11. 1. 1942 Deportation Wien-Riga)  
(Lt. DÖW Geburtsdatum 29. 7. 1880)

*Ausbildung und Laufbahn:*

Promotion 1912, danach am Anatomischen Institut d. Univ. Wien. Als Oberstadärztin oblag M. St. die Leitung des Pflegewesens in den städtischen Humanitätsanstalten.

Nach Feikes mit dem 14. Transport am 11. 1. 42 nach dem Osten. Nach Gamper nach Riga abgemeldet.

Zu diesem Transport vermerkt die vom Dokumentationsarchiv des österr. Widerstandes erstellte „Namentliche Erfassung der österr. Holocaustopfer“:

„Als am 6. Februar 1942 der letzte von Wien nach Riga gesandte Transport eintraf, wurden beim Empfang am Bahnhof Skirotava jene Menschen, denen der kilometerlange Fußmarsch zum Ghetto zu beschwerlich erschien, Lastkraftwagen – tatsächlich handelte es sich dabei um getarnte ‚Gaswagen‘ – zur Fahrt ins Ghetto angeboten. Von den 1.000 aus Wien Deportierten erreichten nur 300 Personen das Ghetto zu Fuß. Nur ungefähr 800 der 20.000 nach Riga deportierten Männer, Frauen und Kinder haben die Selektionen, das Ghetto und die verschiedenen Konzentrationslager überlebt, darunter befanden sich auch ca. 100 österreichische Jüdinnen und Juden.“

Das Forschungsergebnis erlaubt – neben dem nun vorliegenden umfangreichen biografischen Material – zudem auch eine Einschränkung bzw. Erhellung der Forschungslage hinsichtlich der vorausgesetzten „Rückkehrwilligkeit“ der in den Listen genannten WissenschaftlerInnen. Christian Fleck (1996) ging von der Annahme aus

„daß diese Listen die Namen Rückkehrwilliger enthalten hätten; das wird zwar in keinem der mir zugänglichen Schriftstücke ausdrücklich bestätigt, eine Inspektion der angeführten Namen läßt jedoch diesen Schluß zwingend erscheinen.“<sup>24</sup>

Schon die Tatsache der durch den Nationalsozialismus ums Leben gebrachten WissenschaftlerInnen erfordert jedoch die Einschränkung, dass eine Kontaktaufnahme mit den in der Vorschlagsliste genannten Personen nicht bzw. nicht in allen Fällen erfolgte.

## NETZWERKE

Folgen wir einem Interview, welches 1988 mit der früheren Assistentin von Charlotte Bühler, Lotte Schenk-Danzinger, geführt wurde,<sup>25</sup> so gab es nach 1945 keine Möglichkeit, an ihrer früheren Forschungsstätte – der Universität – wieder Arbeit zu finden. Die entsprechenden Netzwerke waren zerstört, andere hatten sich gebildet.

Geblieden waren lediglich – oftmals konstruierte (siehe den Fall Klimpfinger) – Kontinuitäten von Personen, die ihre wissenschaftliche Karriere während des Nationalsozialismus weiter entwickeln konnten.

Disziplingeschichtlich ist zu bemerken, dass sich gerade im Bereich der Psychologie, vielmehr aber noch in der Psychoanalyse, wohin – trotz der antifreudianischen Grundhaltung ihrer Lehrer – auch ein Großteil der Bühler-SchülerInnen tendierte, in den Exilländern tragfeste wissenschaftliche und personelle Netzwerke bildeten.

„Es scheint“, so die in jungen Jahren in Anna Freuds „Hampstead Nurseries“ als „Trainee“ aufgenommene Pädagogin und Kinderpsychologin Hannah Fischer,

„dass der weltweite Zusammenhalt der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung den aus der Heimat Vertriebenen so etwas wie ein neues Heimatgefühl bot, waren sie doch in unmittelbarem Kontakt mit vertrauten Personen, mit denen man jahrelang diskutiert, gestritten und gearbeitet hatte.“<sup>26</sup>

FRANKL, LISELOTTE / 1909 /  
Assistant, Vienna University, Department of Child Psychology. Director, Kinderpsychologisches Institut, / Great Britain

Frankl Liselotte, Psychologin, Psychoanalytikerin und Fachärztin für Psychiatrie  
Geb. Wien, 18. 5. 1910;  
gest. London, Großbritannien, 12. 10. 1988  
Emigrationspfad: 1938 GB

*Ausbildung und Laufbahn:*

Mädchen-Reform-Realgymnasium im XIII. Wiener Gemeindebezirk, 1929 Matura; ab Herbst 1929 Studium der Psychologie an der Universität Wien bei Karl und Charlotte Bühler; 1934 Promotion mit der Dissertation „Lohn und Strafe. Versuch einer phänomenologischen Analyse“; wie viele Bühler-SchülerInnen in psychoanalytischer Ausbildung (Analyse bei Ernst Kris); in GB Promotion zum Dr. med.

Schon als Studentin im engeren MitarbeiterInnenkreis des Wiener Psychologischen Instituts, Forschungsassistentin von Charlotte Bühler. Nach der Promotion Erziehungsberaterin im Rahmen des Wiener Jugendamtes, tätig an dem in unmittelbarer Nachbarschaft zur Städtischen Kinderübernahmestelle im IX. Wiener Gemeindebezirk gelegenen Karolinen-Spital. Nach dem Anschluss Emigration nach Schottland (?), Royal Free Hospital School of Medicine for Women, Medizinstudium an der University of St. Andrews, Mitarbeit im Crichton Royal Hospital in Dumfries; Weiterführung ihrer Lehranalyse in London, Arbeit im West Sussex Child Guidance Service, Psychiaterin an der East London Child Guidance Clinic, einer Abteilung des London Hospital. Arbeitete als Psychiaterin am Anna Freud Centre (= Hampstead Clinic) in London, Lehranalytikerin und Supervisorin im Hampstead Program, viele Jahre dort auch Medical Director. 1961 und 1964 Lecture tours in den USA. Seminare in San Francisco, Denver u. a.

WOLF, KATHARINA / 3. 6. 1907 /  
Assistant, Vienna University. Psychologisches Institut / Child Psychology. Expression: Fashion, Voice, Personality, Psychology of Films.

Wolf Katharina (Käthe), Psychologin  
Geb. Wien, 3. 6. 1907;  
gest. New York City, USA, Dez. 1967  
Emigrationspfad: 1938 CH, 1941 USA

*Ausbildung und Laufbahn:*

Ab WS 1926/27 Psychologiestudium an der Universität Wien, 1930 Promotion zum Dr. phil. Dissertation: „Die grundlegenden Prinzipien des Entwicklungstests und die Möglichkeit ihrer Realisierung“.

Schon als Studentin enge Mitarbeiterin von Karl und Charlotte Bühler, als einzige Wienerin gemeinsamer Auftritt mit dem Ehepaar Bühler am IX. Internationalen Kongress für Psychologie an der Yale University in New Haven, nach der Promotion als informelle Assistentin am Wiener Psychologischen Institut tätig, enge Zusammenarbeit mit Karl Bühler auf dem Gebiet der Sprachtheorie; in der Schweiz seit 1939 Mitarbeit am berühmten Institut Jean J. Rousseau in Genf; 1941 Emigration in die USA; in New York zunächst Engagement in verschiedenen psychoanalytischen Forschungsprojekten über Probleme der Kindheit, 1944–46 mit anderen Wiener PsychologInnen Mitarbeiterin an dem von Paul F. Lazarsfeld in Zusammenarbeit mit der Columbia University eingerichteten Bureau of Applied Social Research, kurze Zeit Beraterin in der New Yorker Schuladministration; seit 1949 Lehre am Institute of Psychology, Child Study Center der Yale University in New Haven, 1950 ebd. Assistent Professor, 1953 Associate Professor, 1950–52 Visiting Professor an der Graduate School des City College in New York.

## REMIGRATION

Aus den bisher untersuchten Bereichen wird klar, dass in der gesellschaftspolitischen Situation nach 1945 seitens der Berufungskommissionen keine Bereitschaft bestand, vertriebene Frauen für die notwendigen Nach- bzw. Neubesetzungen an den Universitäten vorzuschlagen und damit entsprechend zu berücksichtigen.

Aus der in der Liste der „Austrian University League of America“ genannten Frauen kehrten lediglich drei Wissenschaftlerinnen nach Österreich zurück. Nur eine – Carla Zawisch-Ossenitz – konnte trotz des fortgeschrittenen Alters von 58 Jahren – wiederum eine universitäre Laufbahn bis zur ordentlichen Professur beschreiten.

Die Rückkehr von Carla Zawisch-Ossenitz bewegte sich im Rahmen des von der „Austrian University League of America“ aufgestellten Forderungskataloges zur Wiedergutmachung. Aus: Bundesministerium für Unterricht Gz. 34538-III 8/46: Medizinische Fak. Graz, a. o. Lehrkanzel für Histologie und Embryologie, Wiederbesetzung. Privatdozent Dr. Klara Zawisch:

„Ihre Bestellung als Extraordinarius für Histologie und Embryologie in Graz würde nicht nur ihren wissenschaftli-

chen Qualitäten entsprechen, sondern zugleich einen Akt der Wiedergutmachung für die unter dem Nationalsozialismus erlittenen schweren Verfolgungen und Schädigungen ihrer akademischen Laufbahn darstellen.“<sup>27</sup>

Günstige individuelle Voraussetzungen waren ihre Zugehörigkeit zu den „alten Eliten“ Österreichs, die Verfolgung wegen verschiedener katholischer Aktivitäten und schließlich, dass sie keine Jüdin war.

Gertrud Herzog-Hauser blieb eine derartige Karriere aufgrund nach wie vor wirksamer antisemitischer Ressentiments verwehrt (siehe Kurzbiografie). Gertrud Wagner fand am Institut für Höhere Studien eine späte Entsprechung ihrer früheren außeruniversitären sozialwissenschaftlichen Tätigkeit.

HAUSER, GERTRUDE / 15. 6. 1894 /  
Pd. Vienna University. Principal Girls' Classical School /  
History of Religion. Mythology, Folklore / Austria

Herzog-Hauser Gertrud, Altphilologin und Pädagogin  
Geb. Wien, 15. 6. 1894;  
gest. Wien, 9. 10. 1953  
Emigrationspfad: 1939 NL 1946 CH 1946 A

*Ausbildung und Laufbahn:*

Studium d. Klassischen Philologie, Altertumskunde, Germanistik und Philosophie an den Universitäten Wien und Berlin, 1916 Promotion. Nach der Promotion Schuldienst, bis 1938 Lehrerin und (ab 1937) Direktorin des Mädchengymnasiums Rahlgasse; 1932 Habilitation als erste Frau in Klassischer Philologie an der Universität Wien, 1938 Verlust der Direktorinnen-Stelle und der *venia legendi*; 1939–45 Emigration nach Holland und Schweiz.

Nach der Rückkehr 1946 Professorin am Mädchengymnasium Wenzgasse; 1946 *tit. a. o.* Professorin a. d. Universität Wien, Lehraufträge für klassische Philologie; 1950 scheiterte eine Berufung nach Innsbruck an antisemitischen Vorurteilen der dortigen Fakultät: „Weil sonst sich niemand recht rühren wollte, wandte ich mich ziemlich scharf gegen die Nennung einer älteren Dame für einen solchen Lehrstuhl. Wichtiger war mir dabei aber, was ich begreiflicherweise nicht offen aussprach, dass wir keine Jüdin haben wollen, mag sie auch persönlich, wie behauptet wurde, sehr nett sein.“ (Beilage zum Phil. Fakultätsprotokoll vom 9. Dezember 1949. In der Sitzung vom selben Tag wurde der Antrag der Kommission von der Fakultät dieser „mit der Bitte um Berücksichtigung des in der Sitzung Geäußerten“ zurückgegeben. UAI)<sup>28</sup>

WAGNER, GERTRUDE / 13. 12. 1907 /  
Director. Vienna, Wirtschaftspsychologische  
Forschungsstelle / Social Psychology. Market Research.  
Statistics / Great Britain

Wagner Gertrud, geb. Höltei, Psychologin und Soziologin  
Geb. Görz (Gorizia), 13. 12. 1907;  
gest. Wien, 23. 6. 1992  
Emigrationspfad: 1935 GB, 1946 od. 48 A

*Ausbildung und Laufbahn:*

Volksschule und Gymnasium bis zur 7. Klasse in Villach.

1923 Übersiedlung der Familie nach Wien. Abschluss am Gymnasium in der Hollandstraße, Wien 2. Hier Anschluss an die „Sozialistischen Mittelschüler“. 1926/27 bis 1929/30 Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an der Universität Wien, Juli 1930 Absolutorium, Juni 1931 Promotion zum Dr. jur. Danach Gerichtsjahr. Bereits während des Studiums Mitglied der „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs“.

Nach dem Studium 1932 bis 1935 Fürsorgerin an der Kinderübernahmestelle der Stadt Wien, Gründungsmitglied der auf Initiative Paul Felix Lazarsfelds in engem Zusammenhang mit dem Wiener Psychologischen Institut ins Leben gerufenen „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“, 1934 Übernahme der Leitung der Forschungsstelle gemeinsam mit Marie Jahoda. Vom Februar 1936 bis Mai 1948 Exil in Großbritannien. Studium an der University of London; 1939 Ph. D. und 1940 M. A. (Psychology). 1939 bis 1948 Senior Research Officer bei der „Wartime Social Survey“ in London; 1946 (Benetka; lt. AGSÖ 1948) Rückkehr nach Wien, Angestellte der Österreichischen Länderbank (bis zur Pensionierung 1967). Nach Gründung des Instituts für Höhere Studien in Wien Assistentin an der Abteilung für Soziologie, sozialwissenschaftliche Projektarbeit mit dem Schwerpunkt Konsumentenschutz.

ZAWISCH, CLARA / 15. 4. 1888 /  
Pd. Vienna University, Assistant Histology, Osteology.  
Histologisch-Embryologisches Institut / U.S.A.

Zawisch-Ossenitz Carla, Histologin  
Geb. Znaim, 15. 4. 1888;  
gest. Graz, 21. 6. 1961  
Emigrationspfad: 1938 F, 1941 E, 1943 USA, 1946 A

*Ausbildung und Laufbahn:*

C. Z.-O. wurde in einem Adelligen-Pensionat in Wien erzogen, wo sie einen kaiserlichen Stiftungsplatz innehatte und Volks-, Bürgerschule und zahlreiche Fortbildungsklassen absolvierte. Musikstudium in Brünn, 1916 Lehrbefähigungsprüfungen aus Englisch und Französisch, 1917 Gymnasial-Reifeprüfung in Brünn.

1917 Immatrikulation an der philosophischen Fakultät der Universität Wien, ab 1918 Wechsel an die medizinische Fakultät. Promotion zum Dr. med. am 5. Juni 1923.

Ab Oktober 1923 Demonstratorin (für Impfkunde) an der Wiener Kinderklinik. Von Oktober 1924 bis Ende Februar 1926 Hilfsärztin ebd., von Mai 1926 bis Ende Oktober 1929 Aspirantin und Sekundärärztin am Krankenhaus Rudolfstiftung in Wien. Im November 1929 ging sie nach Würzburg, um sich als Missionsärztin auszubilden, arbeitete dort als Hilfsärztin am Julius-Spital, konnte aber diese Laufbahn wegen Kränklichkeit nicht weiter verfolgen. Ab 1. Juni 1930 Assistentin an dem von Josef Schaffer geleiteten histologischen Institut der Universität Wien. 1934 Habilitation im Fach Histologie mit der Studie „Das Talgdrüsenorgan im äußeren Gehörgang von Nagern und Insektivoren“.

Am 23. März 1938 wurde Zawisch-Ossenitz nach einer Hausdurchsuchung verhaftet. Mit dem Vorwurf, eine „prominente Legitimistenführerin“ gewesen zu sein, wurde ihr die *venia legendi* aus „besonderen Gründen des öffentlichen Wohles“ aberkannt. C. Z.-O. floh über Frankreich und Spanien in die U.S.A., wo sie neben ihrer wissenschaftli-

chen Tätigkeit auch als Generalsekretärin der „Austrian University League of America“ fungierte.

1946 Rückkehr nach Österreich. Am 15. April 1947 übernahm sie die Supplierung der außerordentlichen Lehrkanzel für Histologie und Embryologie an der Medizinischen Fakultät der Universität Graz und zugleich auch die Leitung des Histologisch-Embryologischen Instituts. Noch im selben Jahr Ernennung zur außerordentlichen Professorin. Am 4. April 1949 wurde ihr der Titel einer ordentlichen Professorin verliehen, die Ernennung zur wirklichen ordentlichen Professorin erfolgte am 21. Jänner 1956. Am 1. Oktober 1959 wurde C. Z.-O. emeritiert.

## RESÜMEE

Die Remigrationsbewegungen von WissenschaftlerInnen sind nach 1945 als gering zu bezeichnen. Dies hatte unterschiedliche Gründe. Sie lagen hauptsächlich im familiären und beruflichen Bereich, bei WissenschaftlerInnen seltener waren politische Beweggründe. Erschwerend wirkten die von österreichischer Seite unternommenen Maßnahmen einer adäquaten „Wiedergutmachung“ (z. B. in der Rückerstattung bzw. Schaffung von Stellen, in der finanziellen Absicherung, um eine Rückkehr zu realisieren). Die Rückkehr von EmigrantInnen war nur auf einen durch die Entnazifizierung oder aus anderen Gründen frei gewordenen Lehrstuhl möglich. Schon allein damit wurden die Rückkehrmöglichkeiten sehr eingeschränkt. Die diesbezüglichen Dokumente entwickeln generell eher ein Abschreckungsszenario als eine ernsthafte Einladung zu signalisieren, die – wenn überhaupt – lediglich der Form halber im Vordergrund stand. An den vorliegenden Schreiben ist der Unwille, altes Unrecht wieder gutzumachen, überdeutlich und der Ausfluchtcharakter der Ablehnungsgründe unübersehbar.

Durch die Entnazifizierung waren selbstverständlich vorübergehend Lehrstühle und andere Universitätsposten frei geworden, und es war die Sache der Berufungskommissionen, der Fakultäten, Dekane und Rektoren, die Rückberufung von EmigrantInnen vorzuschlagen.

Die nach 1945 im Zuge der Entnazifizierung an den Universitäten eingerichteten autonomen „Sonderkommissionen“ betrieben eher eine erfolgreiche Lobbypolitik für die „Wiederverwendung“ ehemaliger Parteimitglieder, als sich zu AnwältInnen in der Frage nach den Rückkehrmöglichkeiten von EmigrantInnen zu machen. Bei genauerer Betrachtung aus der geschlechterdifferenzierenden Perspektive fällt auf, dass es Ausnahmen aus der gängigen Regel der Neu- bzw. Wiederbesetzungen von Universitätsposten gab (siehe Carla Zawisch-Ossenitz). Diese „Ausnahmen“ haben umso mehr Gewicht, weil Frauen insgesamt – schon davor und auch danach – wenig Chancen auf universitäre Stellen hatten.

Die gebürtige Österreicherin und in die USA emigrierte Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger weist in ihrer Autobiografie auf die wichtige Vorbildfunktion von Hoch-

schullehrerinnen während ihres Studiums hin:

„Dozentinnen. Wir hatten Frauen als Vorbilder, ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Ich hätte mir später kaum eine Hochschulkarriere zugetraut, wären es nicht Frauen gewesen, die mir am Hunter College Shakespeare und Faulkner zu lesen gaben.“<sup>29</sup>

Vergleichsweise war die österreichische universitäre Situation nach 1945 – besonders auch mangels der Erinnerung an ehemals hier wirkende Frauen – losgelöst von weiblichen Identifikationsfiguren und geprägt von patriarchaler Wissenschaftspolitik und -kultur.<sup>30</sup>

## ANMERKUNGEN:

- 1 Grundlegend für diese Auseinandersetzung ist das IWK-Forschungsprojekt „*Remigration nach 1945, betrachtet aus der Gender-Perspektive*“. Laufzeit 7/1998–6/2000, Jubiläumsfonds der ÖNB, Projekt Nr. 7141. Bearbeitet von Ilse Korotin und Barbara Serloth. Projektleitung: Johann Dvořák und Krzysztof Glass
- 2 Das „Memorandum on the Reconstruction of Austrian Universities“ befindet sich im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes sowie im Archiv der Republik (AdR), Österreichisches Staatsarchiv (ÖStA). Die hier verwendete deutsche Übersetzung stammt aus: Christian Fleck: „Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil“. In: Friedrich Stadler (Hg.): *Vertriebene Vernunft I. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft*. Wien 1987, S. 204
- 3 Brigitte Bailer-Galanda: Zit. in: Barbara Serloth: *Remigration nach 1945 betrachtet aus der Gender-Perspektive, Teilbereich Politik*. Unveröff. Projektendbericht, Jubiläumsfonds der ÖNB, Wien 2000, S. 43
- 4 Zawisch-Ossenitz wurde 1938 als „prominente Legitimistenführerin“ sechs Wochen inhaftiert. Siehe dazu auch die Kurzbiografie, bzw. Alois Kernbauer: „Carla Zawisch-Ossenitz“. In: Brigitta Keintzel / Ilse Korotin (Hg.): *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken*. Wien 2002, S. 829–834
- 5 Vgl.: Robert Knight (Hg.): *Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen. Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945–52 über die Entschädigung der Juden*. Frankfurt am Main 1988
- 6 Vgl. ausführlich in: Barbara Serloth: *Remigration nach 1945*, Teilbereich Politik, a. a. O., S. 8
- 7 Zum Beispiel das Dokument „Rückberufung von Hochschulprofessoren aus dem Auslande. Übersiedlungskosten. BM f. Unterricht Gz. 32494-III 7/46 an BM f. Finanzen v. 14. Sept. 1946, AdR, ÖStA
- 8 Zit nach: Horst Seidler: „Karl und Charlotte Bühler – wie bewältigt man Vergangenheit“. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie und Gruppendynamik*, 13. Jg., 2. Heft 1988, S. 36
- 9 Vgl. etwa die zahlreichen Bühler-Schülerinnen, die in der Zwischenkriegszeit mangels universitärer Stellen in außeruniversitären Forschungseinrichtungen tätig waren bzw. durch private Forschungstiftungen wie die Rockefeller-Foundation entlohnt wurden. Ebenso ermöglichte die institutionelle Unabhängigkeit der Psychoanalyse Frauen den Zutritt und damit die Beteiligung an Theoriebildung und Praxis.

- 10 Mitchell G. Ash: "Women Emigré Psychologists and Psychoanalysis in the United States". In: Sibylle Quack (Hg.): *Between Sorrow and Strength. Women Refugees in the Nazi Period*. Washington 1995, S. 242
- 11 In Deutschland konnten zum Beispiel aufgrund eines Vetos des Finanzministeriums Kandidaten dann nicht auf die jeweiligen Berufungslisten gesetzt werden, wenn sie über 59 Jahre alt waren und keine Wissenschaftler von Weltruf (z. B. Nobelpreisträger) waren. Vgl. Ulrike Cieslok: „Eine schwierige Rückkehr. Remigranten an nordrhein-westfälischen Hochschulen“. In: *Exilforschung Bd. 9: Exil und Remigration*. München 1991, S. 123. In Österreich lag die Grenze bei 70 Jahren.
- 12 Die bekanntesten Partnerschaften von Bühler-SchülerInnen sind Marie Jahoda – Paul Lazarfeld und Else Frenkel-Brunswik – Egon Brunswik.
- 13 Charlotte Bühler. In: L. J. Pongratz / W. Traxel / E. G. Wehner (Hg.): *Psychologie in Selbstdarstellungen*. Bern 1972, S. 56 f.
- 14 „Die Gestaltkonstanz in ihrer Entwicklung und Beeinflussung durch Uebung und Einstellung“. Wien 1932. Daraus resultierten zwei Publikationen im von Egon Brunswik herausgegebenen *Archiv für die gesamte Psychologie*, 88. Bd. 1933, S. 551–598 und S. 599–628
- 15 Lebenslauf vom 6. Juli 1942. Personalakt Sylvia Bayr-Klimpfinger, Universitätsarchiv Wien
- 16 „Die Testmethode in der Persönlichkeitsbegutachtung. Möglichkeiten und Grenzen“. Die Arbeit wurde veröffentlicht in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse, 223. Band, 3. Abh., Wien 1944. Dies steht im Widerspruch zur Erkenntnis der Überprüfungscommission von 1947: „...gleichwohl hat die Partei dann die dem Nationalsozialismus abholde Einstellung der Dr. Klimpfinger erkannt und die Drucklegung ihrer Habilitationsschrift untersagt.“ Ein Argument, das ursprünglich von Richard Meister eingebracht wurde und mehrere universitäre und ministerielle Schreiben durchzieht. Alle in: Personalakt Sylvia Bayr-Klimpfinger. Universitätsarchiv Wien
- 17 Vgl. Götz Aly / Susanne Hein: *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*. Frankfurt am Main 1993, S. 14. Vgl. auch: Hans Mommsen: „Der Nationalsozialismus als vorge-täuschte Modernisierung“. In: Walter H. Pehle (Hg.): *Der historische Ort des Nationalsozialismus*. Frankfurt am Main 1990, S. 31–36
- 18 „Die Presse“ vom 4. 8. 1980. Personalakt Sylvia Bayr-Klimpfinger. Universitätsarchiv Wien.
- 19 Dazu „Rückkehr emigrierter österr. Hochschullehrer aus den U.S.A.“, BMU Gz 26742/46. AdR, ÖStA. Ausführlich diskutiert wurde die „Austrian University League“ und deren „Memorandum“ von Christian Fleck: „Rückkehr unerwünscht. Der Weg der österreichischen Sozialforschung ins Exil“. In: Friedrich Stadler (Hg.): *Vertriebene Vernunft I*. a. a. O., S. 203 ff. Ders.: „Autochthone Provinzialisierung. Universität und Wissenschaftspolitik nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft“. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (ÖZG)*, 7. Jg., Heft 1/1996: Wissenschaftsforschung, Wissenschaftsgeschichte, S. 67–92
- 20 Zum Board of Directors gehörten: Alfred E. Basch, Carl Beth, Felix Ehrenhaft, Herbert Elias, Robert Heine-Geldern, Victor F. Hess, Robert Langer, Hermann Mark, Hans Mautner, Thomas A. Michels, George Petschek, Ernest P. Pick, Bela Schick, Charles Smith und Carla Zawisch
- 21 206 aus 1945/46. AdR, ÖStA
- 22 Siehe Fußnote 2
- 23 Zur Darstellung der Biografien: Die englische Titelzeile entstammt der Liste der „Austrian University League of America“. Der nachfolgende Auszug aus der jeweiligen Biografie stammt aus dem IWK-Projekt bzw. der nachfolgenden Publikation von Brigitta Keintzel / Ilse Korotin (Hg.): *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken*. Wien 2002, sowie aus „biografiA. Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen“ am IWK
- 24 Christian Fleck: Autochthone Provinzialisierung, a. a. O., S. 86.
- 25 Interviewer: Christian Fleck v. 14. 6. 1988 / AGSÖ Graz
- 26 Hannah Fischer: „Leben nach der Flucht. Anna Freud – verfermt, vertrieben, wieder entdeckt“. In: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 15. Jg. Heft 2, 2004: Auf der Flucht. S. 301
- 27 Personalakt Carla Zawisch. AdR, ÖStA
- 28 Zit. nach: Gerhard Oberkofler: Die Neubesetzung der Lehrkanzel für Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften sowie der Lehrkanzel für Österreichische Geschichte an der Universität Innsbruck im Jahre 1950. In: *Der Schlern* 72/1998, Heft 1, S. 14
- 29 Ruth Klüger: *weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen 1992, S. 231
- 30 Für den Fachbereich Philosophie vgl.: Herta Nagl-Docekal: „Zwischen Institutionalisierung und Ausgrenzung: Feministische Philosophie an der Universität Wien“. In: *Die Philosophin* Nr. 1/1990: Feministische Theorie – Philosophie – Universität. Tübingen 1990, S. 7–17

DORIS INGRISCH

## FREMDHEIT UND ALLTAG IN DER ZWEITEN GENERATION VERTRIEBENER INTELLEKTUELLER FRAUEN

Fremdheit zählte bei den Vertreterinnen der zweiten Generation der vom Nationalsozialismus aus Österreich Vertriebenen zu den zentralsten Erfahrungen ihres Lebens. In den folgenden Ausführungen gehe ich von der These aus, dass es die Erfahrungen der Differenz waren, die eine große Anzahl der als Kinder und Jugendliche Vertriebenen in der intellektuellen Welt eine Form von Heimat finden ließen und ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit wie ihrem intellektuellen Tun eine sehr spezifische Kontur verleihen sollten.<sup>1</sup>

In den meisten Fällen gingen die Erinnerungen an die Kindheit von der Familie aus, wobei die Geschichte der Eltern zunächst den Raum der eigenen Lebensmöglichkeiten beschrieb. Ganz selbstverständlich antizipierten diese Kinder ihr Leben in und als Teil der Gesellschaft, in der sie aufwuchsen, dem Österreich, genauer noch dem Wien der 1920er und beginnenden 1930er-Jahre. Die Literaturwissenschaftlerin Lilian Renée Furst:

„This was the world I, a native Viennese, was to inherit. I would skip up and down the steps at the front of the university, declaring that Papmama (ihre Bezeichnung für ihre Eltern, D. I.) had gone there and so would I. Naturally, I would study medicine (what else?) and most probably marry one of my park companions, settling down to a life that was a continuation of my parents. That was my expectation.“<sup>2</sup>

Die Erzählungen über die Kindheit in Wien vermitteln einerseits eine solche, generativ begründete soziale Geborgenheit. Parallel dazu existieren aber auch Erzählungen, die einen völlig anderen Aspekt zum Ausdruck bringen. So erinnerte sich die Soziologin Edith Kurzweil, dass eines Tages, als sie die Klasse betreten hatte, die Kinder um sie herumgesprungen waren und gerufen hatten: „Weiss – das war mein Mädchenname – Weiss hat Jesus getötet! Und ich hab nichts davon verstanden...“<sup>3</sup> Sie hielt einen Moment inne: „Natürlich war da Antisemitismus. Manchmal sogar arg.“<sup>4</sup>

Die geschilderte Szene ist ein Topos für die Atmosphäre, die diese Kinder mit mosaikartigem Religionsbekenntnis in der Zeit vor 1938 zu spüren bekamen. In dieser Atmosphäre entwickelte sich ihr Gefühl des „Andersseins“. „Anders“ zu sein, begleitete die Kindheit von Anfang an.

Gerda Lerner, spätere Begründerin der Frauengeschichte, fand einen besonderen Umgang damit und bezog aus diesem Gefühl ihr Bewusstsein, zum auserwählten Volk zu gehören – „intellectual superior, more disciplined...“<sup>5</sup> Sie konnte daraus eine Kraft beziehen, die sie zu besonderen Leistungen motivierte. Doch es bedeutete

nicht, aus dem „Anders-Sein“ entlassen zu werden, im Gegenteil:

„Scholastic excellence, prized by parents as a guarantee of future success, meant for Jewish children, especially female children, that they were only further marked off as being different in a world where being different was definitely not good.“<sup>6</sup>

1938 markierte die Wende, an der die bisher erlebten Differenzenerfahrungen in einen neuen Bedeutungskontext gestellt wurden. Die im Mai 1938 in Österreich formell übernommenen Nürnberger Gesetze verlauteteten, dass als Jüdinnen und Juden diejenigen Personen anzunehmen seien, deren Vorfahren der jüdischen Religion angehört hatten.<sup>7</sup> Für die als Kinder und Jugendliche Verfolgten hieß das Separierung und Ausschluss aus den Schulen und später nichts Geringeres als die Bedrohung ihres Lebens per definitionem. Dazu Gerda Lerner:

„I was a respectable, bourgeois person, with class privileges, a good education, good prospects, a patriotic Austrian who loved Vienna and who considered Austrian culture a model for the world. And then, within weeks I was defined as a Jew, nothing else, the ‚Other‘, the outsider, and not much later simply as not more than vermin which could and should be destroyed.“<sup>8</sup>

„Ich fürchte mich eigentlich noch heute,“ schrieb die Professorin für Women’s Studies, Evelyn Torton-Beck,

„daß ich einen gefährlichen Sprachfehler machen werde. Das Gefühl habe ich seit der Zeit (es war schon spät im Jahre 1939 – sehr spät), als meine Mutter *mich* einkaufen geschickt hat, damit wir Butter bekommen – *mir* verkaufte man Butter, weil ich so ‚nicht jüdisch‘ aussah (damals hatte ich blonde Locken und eine ganz kleine Nase.) Gefährlich war es bestimmt, besonders, wenn ich nur *einen* Fehler gemacht hätte.“<sup>9</sup>

Das Sprechen selbst wurde zum Anlass für eine Todesdrohung, ungeachtet wie real oder nur so hingesagt<sup>10</sup> sie damals auch gewesen sein mochte. Erfahrungen dieser Art rissen die Kinder und Jugendlichen aus den Beheimatungen von Kindheit und Sprache, rissen sie aus der Sicherheit ihres Lebens. Für diejenigen, denen die Flucht gelang, sollte das Fremdsein in der Fremde folgen und die Frage sich eröffnen, ob und wo es für sie etwas wie eine neue Heimat geben konnte.

„A placement, not a home“ bezeichnete die spätere Psychotherapeutin Dorith Whiteman die der Flucht folgenden Jahre, in denen es darum ging, einen neuen Lebensort zu finden, an dem die Kinder ein bisschen Kind sein konnten. „There were new habits to acquire, new customs to adjust to, new attitudes to be formed.“<sup>11</sup> In die

Schule gehen zu können und die Studien weiterzuführen waren die ersten Schritte, so zu leben wie die anderen Kinder in der jeweiligen Umgebung auch. „I enjoyed the more regulated ‚normal‘ life at school,“<sup>12</sup> erinnert sich die spätere Psychotherapeutin. Das, was sie sich nun am meisten wünschte, war „to be like the other girls.“<sup>13</sup> Kontakte herzustellen und Freundschaften zu schließen, gehörte zu den ersten Herausforderungen. Trotz Freundlichkeiten war es nicht leicht, die kulturellen Distanzen zu überwinden:

„I could understand their point of view. If I had been one of them, I reasoned, I would not have wanted to walk with someone who took ten minutes to stutter out a single sentence.“<sup>14</sup>

Die Sozialwissenschaftlerin Sophie Freud kam im November 1942 nach New York. Einige Monate danach wurde sie im Radcliff College aufgenommen

„und da hatte ich drei sehr anstrengende Jahre, wo ich mich an Amerika gewöhnen mußte und Englisch lernen und aufs College gehen. Es waren sehr schwierige Jahre. Kein Geld haben und so.“<sup>15</sup>

In vielen dieser Familien ging es ja zunächst darum, eine neue Existenz zu gründen. Die Kinder hatten dazu ihren Beitrag zu leisten, sei es, indem sie Hutbänder einnähten, Nachhilfestunden in Mathematik gaben oder – mit der nötigen Vorbildung – einen Job in einem Laboratorium annahmen. Für Dorith Whiteman war über lange Zeit hinweg nur der Blick nach vorne erträglich. Die Vertreibung bedeutete für sie

„such a break and it meant such a wall, that there was no way looking over the wall. I wanted nothing to do with it and I won't to know anything about it. So, there was no past.“<sup>16</sup>

Als ganz junge Frau konnte sie nur die Gegenwart und die Ungewissheit der Zukunft zulassen. Differenz bestimmte auch hier das Lebensgefühl der jungen Frauen.

„I was in boarding school in England suddenly feeling that other people had homes and other people had countries. And I didn't. ... I think I got a sense of being different.“<sup>17</sup>

Es sollte noch einige Jahrzehnte dauern, bis sie sich ihrer Vergangenheit zuwenden konnten. Intellektuelle Arbeit würde bei einer Reihe von ihnen der Weg sein, diese Vergangenheit für sich und andere zu beschreiben, zu dokumentieren und zu vermitteln.

„Das war so eine Kultur, die auf die 50er Jahre hinsteuerte,“ schrieb die Literaturwissenschaftlerin Ruth Klüger, „wo alles auf Konformismus ging, und ich hab da überhaupt nicht reingepaßt.“<sup>18</sup> Auch wenn der Wunsch, so zu sein wie die anderen, deutlich spürbar war, war Anpassung nicht etwas, was von ihrer Geschichte her denkbar gewesen wäre.

„Ich war, von diesem zerstörten Europa kommend, so ganz und gar nicht der amerikanische Teenager, wie man ihn sich damals vorgestellt hat.“<sup>19</sup>

Differenzerfahrungen schrieben sich als Nonkonformismus in diese Leben ein, wenn er nicht schon, wie Ruth Klüger festhielt, Bestandteil ihrer früheren Sozialisation

gewesen war. Dazu gehörte, damit groß geworden zu sein, dass es wichtig und richtig sei, Fragen zu stellen, versteckte Motive aufzudecken, Bestehendes zu analysieren, eine

„als jüdisch bekannte Neigung, die der übrigen Welt auf die Nerven ging, nicht etwa, weil sie unmoralisch (‚zersetzend‘ pflegten die Nazis zu sagen), sondern weil sie unbequem ist... Man kann Kinder daraufhin erziehen und ich bin so erzogen worden.“<sup>20</sup>

Im Wechsel von Ländern und Realitäten, in der Konfrontation mit deren Werten, Normen und Kulturen, empfanden sie sich als Fremde und erneut als „Andere“, begegneten aber auch gleichzeitig dem „Fremden“ und „Anderen“. Die französische Kultur habe sie nie gemocht, so Sophie Freud, und auch das Amerikanische sei ihr sehr fremd gewesen.

„Als ich auf's College kam, wurde ich von amerikanischen Studenten eingeladen, auf ein Rendezvous zu gehen und ich hab's nie angenommen. Ich hab mir gedacht, mit solchen fremden Leuten will ich nicht ausgehen,“<sup>21</sup>

erzählte sie. Sie verkehrte lieber in vertrauten Kreisen. „Also ich bin nur mit Emigrantenbuben ausgegangen.“<sup>22</sup> Die Suche nach dem Vertrauten, einem Zuhause, mit anderen Worten: die Suche nach ihrer Identität äußerte sich auf vielen Ebenen als Thema ihres Lebens.

Fremdheit empfanden viele dieser Frauen auch aufgrund ihres Frauenbildes, das oft vehement mit dem kollidierte, das sie in den USA vorfanden. Dieser Befund steht der These, dass Frauen im Exil Emanzipationschancen finden konnten, entgegen. Denn einerseits standen etliche von ihnen bereits in einer weiblichen Genealogie, das heißt, dass schon ihre Mütter und zum Teil Großmütter berufstätige Frauen gewesen waren. Dorith Whitemans Mutter war Direktorin und Leiterin einer Mädchenschule, die bereits von ihrer Großmutter gegründet worden war. Sophie Freud wiederum hatte nicht nur ihre eigene Mutter als berufstätige Frau in ihrer unmittelbar familiären Umgebung, sondern auch ihre Tante Anna Freud. Lotte Bailyn, spätere Universitätsprofessorin für Sozialpsychologie, erinnerte sich daran, dass sie erst nach dem College in den Vereinigten Staaten realisierte, eine berufstätige Frau zu sein:

„is not so easy for women. You know, I never knew that before because my mother was a professional, my grandmother was a professional.“<sup>23</sup>

Andererseits hatten einige der jungen Frauen ein sozialdemokratisches Frauenbild mitgenommen, das Gertrude Ehrlich, die einmal Universitätsprofessorin für Mathematik werden sollte, folgendermaßen schilderte:

„Politisch war das im sozialdemokratischen Wien – wie man im Englischen sagt: It was the in-thing to do. To study, if you were female.“

Für sie bedeutete Fremdsein in diesem Kontext:

„Das war vielleicht das Ärgste an der Emigration, daß man in eine ganz andere Atmosphäre kam (sie meinte damit



konkret die des amerikanischen Südens, D. I.), in der das Studieren besonders für Mädchen und überhaupt Intellektuelle als nicht lobenswert angesehen wurde.“<sup>24</sup>

Wer bin ich? Wo ist mein Zuhause? Welche Rolle spielt das alles in meinem Leben? Gibt es so etwas wie eine Heimat außerhalb der Heimat? Fragen nach der Identität wurden immer drängender und nicht zuletzt von außen an sie herangetragen: „Ja, das ist schwierig, das mit der Identität“, so Sophie Freud. Herkömmliche Kategorien von Identität hatten sich bald als unbrauchbar herauskristallisiert.

„Man wollte, daß ich mich jüdisch finde. Ich bin aber ganz unreligiös. Also – Problem. Zionismus, Nationalismus ist mir auch nicht im Herzen. Also – Konflikt. In Wien bin ich mehr Amerikanerin, in Amerika bin ich nicht ganz Amerikanerin.“<sup>25</sup>

Es griffen also weder nationale noch ethnische oder religiöse Identitätsangebote. Sorgsam versucht sie, im Gespräch den Bereich herauszufiltern, in dem zu verorten sie sich vorstellen konnte. Das bedeutet vor allem, ihre Identität nicht von anderen bestimmen zu lassen, sondern im Kontext der Zeit selbst zu definieren. Und es bedeutet auch die Suche nach einem Ort, der offen genug ist, dem Idiosynkratischen und der Vielfalt Platz zu gewähren, einem Raum, der nicht nach einer Nation fragt und vorschreibt, was und woran zu glauben ist. Entlang dieser Suchkriterien wurde die intellektuelle Welt für sie nicht nur zu einer Möglichkeit, sich außerhalb traditioneller Identitätsangebote zu verorten. In den Worten Sophie Freuds:

„Heimat als Akademikerin, die Bücher liest, über Ideen nachdenkt, was Neues lernt. Das ist eigentlich eine gute Lösung des Identitätsproblems: die Gedanken als Heimat.“<sup>26</sup>

In einem intellektuellen Dasein, in das das Wissen um Fremdheit und die Möglichkeit zur kritischen Distanz eingelassen sind,<sup>27</sup> sollten viele der Erfahrungen, die sie in ihrem Leben gemacht hatten, als wertvolle Ressourcen zu einem erweiterten Verständnis der Welt zur Geltung kommen. Es waren Erfahrungen, die ihr Denken und Leben sowie ihre wissenschaftliche und intellektuelle Tätigkeit zutiefst prägten.

Schenken wir den Themen Beachtung, die diese Frauen in ihrer intellektuellen beziehungsweise wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt haben, dann finden sich zum Beispiel wie bei Evelyn Torton Beck *Stimme und Sprache*, die Wurzeln jüdischer Vergangenheit und Frauen, mit anderen Worten: die Stimmen von Außenseiterinnen und Außenseitern. Es sind aber nicht nur die Themen aussagekräftig, sondern auch die Frage, mit welchen Denkansätzen diese behandelt werden. Sophie Freud:

„Ich war in meinem Kampf gegen die doppelte Last der Anpassung und des Gehorsams, die das Leben der Frauen einschnüren, einen Schritt weitergegangen.“<sup>28</sup>

Durch den Bezug auf ihr eigenes Leben brachte sie die Ansicht in die wissenschaftliche Arbeit ein, „dass das Leben rund ist und dass Gegensätze zueinander gehören.“<sup>29</sup> Das ist in einer Welt, in der die Polarität der Begrifflichkeiten die Tradition des Denkens darstellt, ein mu-

tiger Schritt. Denn damit harren alle bisherigen Konzepte und Bilder vom Sein einer Neu-Definition. Z. B. auch das der „starken Frau“, das bis in unsere Tage mit den Totalitätsvorstellungen mächtiger Frauen assoziiert wird.

Sophie Freud entwickelte hier Ideen, die in eine andere Richtung gingen und auf die Balance innerer Antinomien abzielten: „Eine starke Frau“, schrieb sie,

„möchte das Recht haben, Stärke und Schwäche, Autonomie und Abhängigkeit zu zeigen, und sie möchte trotz der widersprüchlichen Aspekte ihres gespaltenen Selbst akzeptiert und geliebt und nicht dafür bestraft werden.“<sup>30</sup>

Die private oder persönliche Lebenswelt steht für sie nicht in Bipolarität zu der des Intellekts. Und sie formulierte:

„Meine tiefsten intellektuellen Erkenntnisse hängen letztlich mit meinen eigenen Lebenserfahrungen zusammen.“<sup>31</sup>

Das wiederum bedeutet: „Meine theoretischen Schriften sind daher höchst persönliche Dokumente.“<sup>32</sup>

Die Fremdheitserfahrungen bewirkten eine intensive Auseinandersetzung mit Normen – Christentum, Bürgertum, Kapitalismus, Heterosexualität, Weiblichkeit und Männlichkeit – und deren Abweichungen. Und sie evozierten die Entwicklung eines eigenen Wertesystems; eines Wertesystems, das nicht auf tradierten Vorstellungen, sondern auf der eigenen Wahrnehmung beruht. Öffentlichkeit und Privatheit als Wechselbeziehung zu verstehen beziehungsweise die Grenzen der traditionellen Konnotationen dieser Begriffe zu überschreiten, stellte eine Station dieses Weges dar. Damit wurden die intellektuellen Diskurse durch neue Sichtweisen bereichert. Aus den einst mitunter braven Wiener Mädchen waren intellektuelle Frauen von ganz besonderer Gestalt geworden. Sie wussten, dass Freiheit nichts Selbstverständliches war und Bildung sowohl Privileg als auch Verpflichtung. Es waren Frauen, für die ihr berufliches Denken und Tun von dem Weg, den sie gegangen waren, und dem Leben, das sie geführt hatten, nicht zu trennen war. Im Gegenteil. Das berufliche Feld, in dem sie sich verorteten, wurde sehr bewusst zum Vehikel, ihren Erfahrungen Ausdruck zu verleihen und sie in der Kommunikation mit anderen entfalten zu lassen. Dazu noch einmal Sophie Freud:

„Um ein Vorbild für meine Studentinnen zu sein, muß ich nach den Wertvorstellungen leben, die ich lehre. Vor allem anderen ist Unterrichten für mich ein Weg, sich mitzuteilen, prägenden Einfluß auf die Welt zu nehmen, seinen geistigen und politischen Beitrag zur Gesellschaft zu leisten.“<sup>33</sup>

ANMERKUNGEN:

- 1 Diese Überlegungen beruhen auf einem Sample von zwanzig Interviews und zehn autobiografischen Texten von Frauen und Männern, die zwischen 1924 und 1926 sowie 1930 und 1933 geboren wurden, einen Großteil ihrer ersten Jahre in Wien verbracht hatten und als Jüdinnen und Juden vom Nationalsozialismus verfolgt wurden. Das Emigrationsalter lag dementsprechend zwischen 12 und 17 Jahren (Jugendliche) sowie 5 und 8 Jahren (Kinder). Der Focus lag auf dem Emigrationsland USA. Vgl dazu: Doris Ingrisch: *Der dis/kontinuierliche Status des Seins. Über vom Nationalsozialismus aus Österreich vertriebene (und verbliebene) intellektuelle Kulturen in lebensgeschichtlichen Kontexten*. Frankfurt am Main u. a. 2004
- 2 Lilian R. Furst / Desider Furst: *Home is Somewhere Else. Autobiography of Two Voices*. New York / Albany 1994, S. 19
- 3 Interview mit Edith Kurzweil
- 4 Ebenda
- 5 Gerda Lerner: *Why History Matters*. New York 1997, S. 4
- 6 A. a. O., S. 5
- 7 Gesetz vom 7. April 1933, RGBI. I, S. 175
- 8 Lerner, a. a. O., S. 54
- 9 Evelyn Torton Beck in: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur / Österreichische Gesellschaft für Literatur (Hg.): *Leben mit österreichischer Literatur. Begegnung mit aus Österreich stammenden amerikanischen Germanisten 1938/1988*. Wien 1990, S. 55
- 10 Verbale Gewalt ist im Rahmen der Gender Studies zu einem wesentlichen Themenkomplex geworden. Vgl. u. a. Senta Trömel Plötz: *Gewalt durch Sprache*. Frankfurt am Main 1984, die das als eine der Ersten thematisierte.
- 11 Dorith B. Whiteman: *The Uprooted. Voices of Those Who Escaped before the „Final Solution“*. New York / London 1993, S. 221
- 12 A. a. O., S. 298
- 13 Ebenda
- 14 Ebenda
- 15 Interview mit Sophie Freud
- 16 Interview mit Dorith Whiteman
- 17 Ebenda
- 18 Ruth Klüger: *weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen 1992, S. 3
- 19 Ebenda
- 20 A. a. O., S. 91
- 21 Interview mit Sophie Freud
- 22 Ebenda
- 23 Interview mit Lotte Bailyn
- 24 Interview mit Gertrude Ehrlich
- 25 Interview mit Sophie Freud
- 26 Ebenda
- 27 Vgl. Mario Erdheims Verweis auf: Georg Simmel: *Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig 1908, der Fremdheit, Objektivität, Freiheit und Revolte verknüpfte und soziologisch fasste, was der Volksglaube bereits mit den Worten ausgedrückt hatte, dass der Fremde die Gesellschaft in Bewegung bringt. Erdheim weist auch darauf hin, dass hinter Simmels Darstellung das Bild des Intellektuellen hindurchschimmert, in dem „Fremdheit“ als wesentliches Element der Selbststilierung des Intellektuellen betrachtet wird. Nach Mario Erdheim: „Die Repräsentanz des Fremden. Zur Psychogenese der Imagines von Kultur und Familie“, in: ders.: *Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur*. Frankfurt am Main 1991, S. 247
- 28 Sophie Freud: *Meine drei Mütter und andere Leidenschaften*. München 1992 (orig. 1988), S. 38
- 29 Ebenda
- 30 A. a. O., S. 154
- 31 A. a. O., S. 51
- 32 A. a. O., S. 54
- 33 A. a. O., S. 60

MARION STEINFELLNER

## FREMDERFAHRUNG BEI SCHRIFTSTELLERINNEN IM MEXIKANISCHEN EXIL

### FRAUEN ALS DAS ANDERE / DAS FREMDE

Elfriede Jelinek bezeichnet in einem Text zu Ingeborg Bachmann die Frau als das Andere:

„Die Frau ist das Andere, der Mann die Norm. Er hat seinen Standort, und funktioniert, Ideologien produzierend. Die Frau hat keinen Ort. Mit dem Blick des sprachlosen Ausländers, des Bewohners eines fremden Planeten, des Kindes, das noch nicht eingegliedert ist (ge-gliedert) ist, blickt die Frau von außen in die Wirklichkeit hinein, zu der sie nicht gehört. Auf diese Weise ist sie aber dazu verurteilt, die Wahrheit zu sprechen, und nicht den schönen Schein.“<sup>1</sup>

Frauen besitzen demnach keine feste Grenze zwischen Eigenem und Fremden, sind sie ja das Andere und das Fremde selbst.

Es ist auffällig, dass zum Großteil die Schriftstellerinnen des mexikanischen Exils über Selbstentfremdung schreiben, während Autoren wie Egon Erwin Kisch, B. Traven, Paul Westheim Beschreibungen von Mexiko, den Landschaften, den Indigenen ohne eine Selbstreferenzialität liefern. Die Distanz zwischen der eigenen Person und dem Fremden bleibt erhalten bzw. wird durch die Texte festgeschrieben, eine Grenze wird markiert.

### FRAUEN WAREN NÄHER AM ALLTAG DES EXILLANDES, DA SIE GEARBEITET HABEN

Der Alltag im Exil, der nicht Alltag genannt werden kann, denn nicht Gewohntes und Regelmäßigkeit prägten ihn, sondern Unruhe und Unsicherheit. Den Versuch, ein Stückchen Alltag zu retten, beschrieb Anna Seghers in: *Frauen und Kinder in der Emigration*:

„Sie wird vor den ungewöhnlichsten Augenblick gestellt, auf daß sie ihn zwingt, die Züge gewöhnlichen Lebens anzunehmen, damit man ihn ertragen kann.“<sup>2</sup>

Alice Rühle-Gerstel, Lenka Reinerova, Anna Seghers haben den Lebensunterhalt ihrer Partner aufgebracht und sind dafür sehr unterschiedlichen Beschäftigungen nachgegangen. Anna Seghers hatte das Glück ab 1942, nach der nordamerikanischen Ausgabe ihres Romans *Das siebte Kreuz*, von ihrem Schreiben leben zu können. Den Alltag mit ihren Kindern hat sie jedoch alleine bewältigt, ihr Mann lebte mit seiner Geliebten in einem anderen Teil der Stadt. Lenka Reinerova arbeitete für die tschechische (Exil)-Regierung. Alice Rühle-Gerstel beschreibt ihre Tätigkeiten in einem Brief vom Februar 1942: Sie habe in den vergangenen Monaten Sprachunterricht erteilt, diverse Übersetzungen ins Spanische angefertigt,

u. a. ihr Buch *Freud und Adler. Elementare Einführung in Psychoanalyse und Individualpsychologie* (Erstveröffentlichung 1924) und Smetanas Oper *Die verkaufte Braut*, ein kleines Buch geschrieben und sich zur Spezialistin für spanische Kreuzworträtsel entwickelt, weiters schreibt sie:

„Dazwischen habe ich Annoncen gesammelt, Carbon-Papier verkauft, etc. und jetzt verkaufe ich ... Spiegel! Man macht, was sich bietet. Leicht ist es nicht ... Ich bin auch Handels-Journalist für zirka 25 amerikanische Fachzeitschriften, exklusiver Reporter für Mexiko, und schreibe Notizen und Berichte für Blätter wie >Boot and Shoe Recorder<, >Baker's Weekly<, >American Perfumer<, >Electrical World< usw.“<sup>3</sup>

Nachdem Otto Rühle 1939 seine Arbeit im mexikanischen Erziehungsministerium verloren hatte, verdiente Alice Rühle-Gerstel den Lebensunterhalt für beide. Ihre Beschreibung ist typisch für das weibliche Exil. Vorwiegend Frauen sind Verdienstmöglichkeiten nachgegangen, die auch unter ihrem intellektuellen Niveau lagen und nicht ihrem erlernten Beruf entsprachen. Sie war wie viele Frauen in der Extrem- und Notsituation des Exils anpassungsbereiter und flexibler als die Männer.

Anders hingegen war das Leben von Marie Frischauf-Pappenheim im mexikanischen Exil, sie war in die Exilszene integriert und konnte deshalb weiterhin publizieren, sie war Mitarbeiterin der Zeitschriften *Austria Libre* und *Freies Deutschland*, Mitbegründerin des Exilverlages *El Libro Libre* und arbeitete weiterhin als Ärztin.

Was sie verzweifelt stimmte, war nicht der Abbruch ihrer Karriere, sondern die Trennung von ihrer Familie, die sie in Europa zurücklassen musste. Sie kam 1940 nach Mexiko.

### FRAUEN HABEN FRÜHER DIE FREMDE SPRACHE GELERNT

Otto Rühle hatte den vollständigen Erwerb der spanischen Sprache abgewehrt und somit weniger Chancen, Arbeit zu finden. Eine These zur weiblichen Emigration von Heike Klapdor-Kops lautet folgendermaßen:

„Mit weitaus größerer Bereitschaft und hieraus wohl Fähigkeit haben sich die Emigrantinnen die fremde Sprache angeeignet. Symbolisierte die fremde Sprache den Verlust der Heimat, auch der literarischen Existenz ... so war sie doch zugleich von existentieller Bedeutung, um im Asylland überleben zu können.“<sup>4</sup>

Mit dem Wechsel in eine neue Sprache haben sich Frauen einem Identitätsverlust verstärkt ausgesetzt.

## FRAU = DIE FREMDE IN DER MEXIKANISCHEN MACHO-GESELLSCHAFT

Viele Frauen, die um 1900 geboren wurden, emanzipierten sich zwischen 1920 und 1930 und versuchten, neue Wege des Frauseins zu beschreiten: ein neu erwachtes Körpergefühl und Selbstbewusstsein, die radikale Ablehnung von moralischen, gesellschaftlichen und ästhetischen Konventionen, der Wunsch nach individueller Freiheit. Als Resultat jahrelanger Arbeit an dem Thema „die Stellung der Frau in der Gesellschaft“ erschien 1932 von Alice Rühle-Gerstel *Das Frauenproblem der Gegenwart*; dieses Buch war bis zum Verbot durch die NS-Machtübernahme die wichtigste Publikation zur Frauenfrage. In Prag, ihrer Geburtsstadt und ihrem ersten Zufluchtsort 1933, hielt Alice Rühle-Gerstel Vorträge, leitete Kurse, schrieb Artikel über Alltag und Lebensbewältigung für die Zeitschrift *Welt im Wort* (Hg. von Willy Haas) und nahm an Diskussionen zur Frauenfrage teil.

Und dann landete sie in Mexiko, über dessen Frauen Octavio Paz in seinem Essay *Das Labyrinth der Einsamkeit* schrieb:

„Ob Prostituierte, Göttin, große Dame, Geliebte: als Frau vermittelt oder bewahrt sie, aber erschafft nicht die Werte und Kräfte, die ihr die Natur oder die Gesellschaft anvertrauen. In einer Welt, die nach dem Bild des Mannes geschaffen ist, ist die Frau nur Abglanz männlichen Willens und Triebes. Als Erleidende wird sie zur Göttin, Geliebten, zum Wesen, das die unveränderlichen uralten Werte der Welt verkörpert: Erde, Mutter, Jungfrau. Als Schaffende ist sie immer nur Funktion, Mittel, Kanal. Weiblichkeit ist nie Selbstzweck wie Männlichkeit.“<sup>5</sup>

Für Octavio Paz ist die Frau mit sich nicht eins, hat ihren Grund nicht in sich selbst, sondern ist ‚die Andere‘, ‚die Fremde‘, das Objekt.

In *Das Frauenproblem der Gegenwart* schrieb Alice Rühle-Gerstel:

„Aber jede Einzelne unter diesen neuen Frauen trägt in geheim mit sich Reste und Bruchstücke ihrer individuellen Biographie, jede Einzelne ist bedroht von hintergründigen Überfällen aus dem Dunkel der bisherigen Weiblichkeit. Und feindselig, kalt, in schweigendem Warten steht um sie die Mauern der Vorurteile, die Geschlechtslegende von gestern, die ökonomische, soziale und geistige Rangordnung, die den Frauen den unteren Rang zuweist. Nur ganz wenige, wenige Tausende, vielleicht nur Hunderte erst, vermögen unter solch widerspenstigen Bedingungen, das Leben der neuen Frau aufzubauen. Pionierinnen der Zukunft, mißkannt und gehemmt von innen und außen, gehen sie den neuen Weg.“<sup>6</sup>

Weder in Briefen noch in biographischen Skizzen über Alice Rühle-Gerstel konnte ich Hinweise darauf finden, dass sie auch in Mexiko Vorträge über die Frauenthematik hielt. Wahrscheinlich war es für sie schwierig, ein breiteres Publikum für dieses Thema zu finden.

Ähnlich muss es Marie Frischauf-Pappenheim ergangen sein, sie war eine der ersten Frauen, die Medizin

studierte – gegen den Willen der Familie. Frauen waren erst 1897 zum Medizinstudium zugelassen. 1909 promovierte sie zum Dr. med. Bereits 1934 musste sie aus Wien, u. a. wegen ihrer mit Annie Reich verfassten Schrift *Ist Abtreibung schädlich?* nach Frankreich flüchten. Gemeinsam mit Wilhelm Reich hatte sie sich für eine Sexualaufklärung bei Jugendlichen eingesetzt.

Das Thema der „ungewollten Schwangerschaft“ wurde nicht nur unter dem Regime Dollfuß tabuisiert und unter Hitler schärfstens unterdrückt – Abtreibung ist bis heute in Mexiko verboten.

## EIN IDENTITÄTSVERLUST DURCH DEN VERLUST DER KARRIERE

Alice Rühle-Gerstel schrieb im mexikanischen Exil 1937/38 ihren einzig erhalten gebliebenen Roman *Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit*, eine berührende Geschichte über die Fremderfahrungen einer jungen Frau. Zwei Romanmanuskripte und mehrere Novellen musste sie durch ihre Flucht nach Prag in ihrem Haus in Buchholz-Friedenwald zurücklassen. In einem Brief an Gina Kaus schrieb sie am 15. Dezember 1937:

„Meine Novellen, einen fertigen und einen halben Roman, hat der Teufel geholt, wie alles andere, was wir besaßen.“<sup>7</sup>

Der Roman gilt als einer der wenigen Beispiele der sozialistischen Emigration, der nicht nur antifaschistisch, sondern auch antistalinistisch war. Dieser Umstand beschränkte die Publikationsmöglichkeiten. Der von ExilantInnen gegründete Verlag *El Libro Libre* war an der Veröffentlichung nicht interessiert, da die Rühles durch ihre Freundschaft mit Trotzki isoliert wurden und im Exil im Exil lebten.

1984 wurde der Roman erstmals in der Reihe *Verboten und verbrannt / Exil* (Fischer Verlag) herausgegeben, seitdem nicht wieder aufgelegt und ist seit langem vergriffen.

## LITERARISCHE PRODUKTION ALS ANEIGNUNGSVERSUCH DES FREMDEN UND ERSCHAFFUNG VON HEIMAT

In ihrem literarischen Schaffen haben Rühle-Gerstel, Lenkerova und Frischauf-Pappenheim die eigene Person mitgeschrieben. Die Grenze zwischen Eigenem und Fremden nicht die der eigenen Person, sondern das Fremde geht in sie hinein bis zum äußersten Grad der Selbstentfremdung.

Der Roman *Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit* schildert nicht die äußeren historischen Umstände, sondern die Innenperspektive der Protagonistin, die sich geographisch, intellektuell und emotional ohne Heimat fühlt. Das Thema des Fremdseins spannt einen Faden durch den Text auf mehreren Ebenen.

Der Ort der Handlung ist Prag. „Die Fremde ist nicht Heimat geworden. Aber die Heimat Fremde.“<sup>8</sup>

Die Menschen in Mexiko besitzen einen für die Emigration typischen Lebensablauf: Nichts ist sicher. Die MexikanerInnen leben spontan, täglich bedroht von Naturkatastrophen, Armut und Kriminalität. Alice Rühle-Gerstel wurde in ihrer Exilzeit in Mexiko sehr auf das Fremde sensibilisiert.

Das Schreiben über das Fremde gestaltete sich als Aneignungsversuch, als Entbedrohlichungsprozess.

#### ANMERKUNGEN:

1 Elfriede Jelinek: „Der Krieg mit anderen Mitteln“ (1984). In: *Kein objektives Urteil – nur ein lebendiges. Texte zum Werk von Ingeborg Bachmann*, hg. v. Christine Koschel und Inge von Weidenbaum. Piper, München/Zürich 1989, S. 311–320, hier S. 316 ff.

2 Anna Seghers: „Frauen und Kinder in der Emigration“. In: Anna Seghers und Wieland Herzfelde: *Gewöhnliches und gefährliches Leben*. Luchterhand, Darmstadt / Neuwied 1986, S. 130

3 Herbst/Klemm. Vorwort zu: Alice Rühle-Gerstel: *Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit* (1984), S. 13

4 Christine Backhaus-Lautenschläger: *... Und standen ihre Frau*. Centaurus-Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler 1991, S. 106

5 Octavio Paz: *Das Labyrinth der Einsamkeit*. Suhrkamp, Frankfurt am Main 1998, S. 43

6 Dr. Alice Rühle-Gerstel: *Das Frauenproblem der Gegenwart. Eine psychologische Bilanz*. S. Hirzel, Leipzig 1932, S. 408

7 Nachlass Alice Rühle-Gerstel. München: Institut für Zeitgeschichte, Bd. 14/1

8 Alfred Polgar: „Der Emigrant und die Heimat“. In: ders.: *Kleine Schriften. Bd. 1: Musterung*. Hg. von Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Ulrich Weinzierl. Rowohlt, Reinbek 1982, S. 209–221, hier S. 221

ALICE RÜHLE-GERSTEL:  
DU FREMDER MENSCH IN DER SEELE  
aus: *Verlassenes Ende*.  
Skarabäus, Innsbruck 1998

Du fremder Mensch in der Seele,  
Sag an! Nenn' deine Station!  
Gib Auskunft! Erzähle! Erzähle!  
Wie ich an den Drähten mich quäle.  
Ganz fern schon verraucht mir der Ton.

Du hast mir den Himmel gesungen,  
Dann war der Empfang gestört.  
Vielleicht ist die Leitung zersprungen.  
Vielleicht ist das Wort schon erklungen,  
Und ich hab's nur nicht gehört?

Die Stimme! Nun schwindet sie wieder,  
Erstickt vom Gepfeif und Gebraus!  
Die reinen, verschollenen Lieder,  
Ich zwinge sie nimmer hernieder,  
Ich glaube, ich schalte aus.

MARIE FRISCHAUF-PAPPENHEIM:  
MELANCHOLIE  
aus: *Verspätete Ernte, zerstreute Saat*.  
Europa Verlag, Wien 1962

Das Leben hat uns an der Hand genommen  
Und zeigte uns die Welt – ein fremdes Licht.  
Aus Dunkel sind ins Dunkel wir gekommen.  
Das Sein entfaltet seine Farben nicht.

Ein Schleier scheint auf jedem Ding zu liegen,  
Und Nebel deckt der Erde Angesicht  
Und unsere traurigen Gedanken wiegen  
Eintönig sich in seinen Falten dicht.

Du greifst nach Glück? Die schweren Nebel  
schwanken,  
Durch Lücken fällt ein greller Farbenschein  
Und angstvoll hüllst du Sinne und Gedanken  
Wieder in ihre schützende Stille ein.

HANNAH FISCHER

## MEIN LEBEN IM EXIL

Was ich zu berichten weiß, ist die retrospektive Besinnung auf einen Lebensabschnitt, der weit zurück liegt, am Ende meiner Kindheit. Jemand, der zum Zeitpunkt der Emigration bereits erwachsen war, würde wahrscheinlich vieles anders schildern. Ich unterscheide deutlich drei Leben in meinem Dasein:

- 1) Eine Kindheit in Wien
- 2) Das Exil in England
- 3) Die Rückkehr nach Wien  
im Jahre 1946 und danach

Die Kontinuität meines Lebens wurde also zwei Mal unterbrochen; das erste Mal ungewollt, durch äußere Umstände, das zweite Mal bewusst und gewollt, trotz ungünstiger, äußerer Umstände.

## KINDHEIT IN WIEN

Ich wurde 1925 als Zwilling in einer mittelständischen, jüdischen Familie geboren. Mein Vater war Rabbiner, stammte aus Bratislava und war als Seelsorger und Fürsorger Angestellter der „Israelitischen Kultusgemeinde Wien“. Meine Mutter war Journalistin und kam aus dem Rheinland; sie war politisch links stehend und während der Dollfuß-Schuschnigg-Zeit illegal für die Rote Hilfe tätig. Nachdem sie als Herausgeberin eines ziemlich regelmäßig erscheinenden Blattes – genannt „Die Rote-Dreizehn“ – „vernadert“ worden war, folgte kurz darauf eine Hausdurchsuchung und ihre Verhaftung.

Aufgewachsen sind mein Bruder und ich am Außenrand Wiens, im 13. Bezirk. Schon früh lernten wir durch manche Klassenkameraden und Nachbarskinder den Antisemitismus kennen, desgleichen auch durch unsere erste Volksschullehrerin, die unsere Umschulung in eine von unserem Wohnort weiter entfernte Volksschule bewirkte, „weil sie in ihrer Klasse keine jüdischen Kinder haben mochte.“ Ich erinnere mich auch gut an einen Aufenthalt in einem Kinderheim für Rekonvaleszente in Riccione, wo ich ständigen Beschimpfungen von Gruppenkameradinnen ausgesetzt war. Als ich mich dagegen wehrte, musste ich zur Strafe in einem Isolierzimmer übernachten, von dem die Mär ging, es gäbe dort Fledermause. Diese Bestrafung ging jedoch ins Leere; ich war ja durch das Heranwachsen mit einem Zwillingsbruder an allerlei „ekliges Getier“ gewöhnt und fürchtete mich nicht, wie die meisten meiner Kameradinnen. Darüber staunten diese nicht schlecht und ließen mich ab da in Ruhe. 1935 versuchte ich die Aufnahmeprüfung am Realgymnasium Schuhmeierplatz; trotz Bestehens wurde

mir die Aufnahme wegen angeblichen Platzmangels verweigert. Ich wollte studieren und Kinderärztin werden – und so kam ich in das jüdische Realgymnasium im 20. Wiener Bezirk; die Wegzeit dorthin, quer durch ganz Wien, betrug jeweils eine Stunde.

Zwei Begebenheiten sind im Zusammenhang mit der politischen Betätigung unserer Mutter in meinem Gedächtnis festgeschrieben. Zum Ersten, die Besuche bei ihr, als sie auf der „Liesl“, so nannte man das damalige Polizeigefangenenhaus auf der Elisabethpromenade, inhaftiert war. Bei diesen Besuchen versuchte ein „Herr Major“, uns Kinder regelrecht „auszufratscheln“. Das zweite Erlebnis war, als ich meine Mutter zur damaligen NS-Behörde im Bezirksamt auf der Kennedybrücke begleitete; sie hatte nämlich die naive Vorstellung, dass man – wenn ich dabei war – ziviler mit ihr verfahren würde. Mitnichten! Es ging bei dieser Einvernahme um die Rückgabe von konfisziertem Aktenmaterial, das die Vermittlung jüdischer Mädchen als Hausgehilfinnen nach England betraf; die Nazis hatten es bei einer kurz nach dem „Anschluss“ stattgefundenen Hausdurchsuchung beschlagnahmt. Das Verhör endete mit einer schroffbrüskten Bemerkung des Nazi-Offiziers: „Und am Besten, Sie nehmen gleich eine dieser Stellen für sich selbst in Anspruch!“ Heute – im Nachhinein – vermute ich allerdings, dass diese Bemerkung in Wirklichkeit eine versteckte Warnung war; meine Mutter nahm sie jedenfalls ernst und leitete unsere Ausreise ein. Vater befand sich damals, also im Frühjahr 1938, bereits im KZ Dachau. Er hatte die Übergabe eines ihm gehörenden Grundstückes an einen Nachbarn, einen altgedienten Parteigenossen, verweigert. All das haben mein Bruder und ich, wir waren fast 13 Jahre alt, natürlich mitbekommen; wahrlich eine großartige Schulung in politischer Bildung!

## EXIL IN ENGLAND

Damals, zur Zeit des Münchner Abkommens, konferierte Chamberlain gerade mit Hitler; wegen der akuten Kriegsgefahr schickte unsere Mutter uns Kinder alleine auf Fahrt, da sie noch versuchen wollte, etwas für unseren Vater zu arrangieren. Geboren 1925, emigriert 1938, Rückkehr 1946 – ich verbrachte also acht Jahre meines 79-jährigen Lebens im Exil. Und das waren nicht irgendwelche, sondern für meinen späteren Lebensweg sehr entscheidende Jahre. Wenn ich zurückdenke, erinnere ich mich dabei sowohl an positive wie auch an negative Auswirkungen der Tatsache, dass wir nach der nationalsozialistischen Machtübernahme die Heimat verlassen mussten.

Zunächst einige Beispiele von positiven Auswirkungen:

- » Wir entgingen der weiteren Verfolgung und dem Holocaust.
- » Wir lernten Großbritannien, dessen Kultur und Sprache kennen und lieben.
- » Trotz Schwierigkeiten war es uns möglich, einen Beruf zu ergreifen. Bezeichnenderweise war für meinen Bruder ein Lehrberuf vorgesehen, für mich dachten die Damen des Hilfskomitees an einen Haushaltsposten, obwohl ich als Stipendiatin die mittlere Reife – das Cambridge School Certificate – „Mit Auszeichnung“ geschafft hatte. Es sollte schließlich doch anders kommen.
- » Großteils auf uns selbst gestellt, was das tagtägliche Leben betraf – natürlich waren wir durch das Komitee materiell abgesichert –, erfuhren wir relativ früh den „Ernst des Lebens“ und wurden mehr oder minder selbstständig.
- » Unter solch schwierigen und teilweise widrigen Umständen wird man entweder traurig-deprimiert mit wenig Selbstvertrauen oder man entwickelt Selbstvertrauen und lernt sich zu behaupten, d. h. persönliche Anliegen durchzusetzen. Hierzu möchte ich zwei Erfahrungen aus der ersten Zeit im Exil berichten:

*Beispiel 1:* Mrs. Howard, die Frau des Schuldirektors Mr. Howard, (Besitzer des Heims und Leiter), pflegte beim Frühstück und beim „high tea“, der Nachmittagsjause, aus dem Tee-Eingießen eine Zeremonie zu machen: Tee mit Milch und Zucker, Tee mit Milch ohne Zucker, gezuckerter Tee ohne Milch bzw. Tee ohne Alles. Sie erzählte sich regelmäßig dabei, zu unser aller Freude! Dazu trug ich noch bei, indem ich partout den Tee nur bitter trinken konnte! Ein kleinwinziges Stückchen Selbstbehauptung!

*Beispiel 2:* Die Kinder, für die bloß das Hilfskomitee bezahlte, mussten in Haus und Garten mitarbeiten; die „Privatkinder“ waren von solchen Pflichten befreit. Es passierte etwa zehn Monate, nachdem wir ins Heim gekommen waren, dass mein Bruder eine Arbeit wieder einmal nicht zur Zufriedenheit von Mr. H. erledigt hatte. Er wurde deshalb von Mr. H. zur Rede gestellt und geohrfeigt, da rieb er auf und returnierte die Ohrfeige. Die Tat erwies sich als eine Wohltat, denn sehr bald darauf kamen wir, diesmal getrennt, in zwei verschiedene Heime nach London.

Weiter zu den oben angekündigten, negativen Auswirkungen:

- » Das Familienleben endete für uns früh und allzu abrupt.
- » Eine unsichere Zukunft lag vor uns. Ein Symptom hierfür: Mein Bruder verweigerte die fremde Sprache; erst Wochen nach unserer Ankunft nahm er sie an und begann, Englisch zu sprechen. Die meisten Vorstellungen, die wir von unserer Zukunft hatten, waren sinnlos

geworden. Vieles, das bedeutungsvoll gewesen war, hatte kaum mehr Gültigkeit. Sicher galt dies aufgrund der nachfolgenden Kriegswirren auch für viele Menschen in Österreich, aber das konnten wir in der Fremde nicht so klar sehen. Für mich jedenfalls war ein Traum, nämlich Kinderärztin zu werden, ausgeträumt.

- » Wir mussten – wie die meisten Exilanten – jahrelang ob des Schicksals unseres Vaters und anderer Verwandter bangen.
- » Viele Dinge des tagtäglichen Lebens waren anders, Kleinigkeiten, die aber immer wieder signalisierten: Du bist fremd hier! So bekamen wir zum Nachtmahl Zwetschken mit Milch – eine Kombination, die zu Hause als bauchwehträchtig galt. Decken und Leintücher mussten unter die Matratze gesteckt bleiben, „tucked in“ heißt das auf Englisch.
- » Die Hauptschulen für Knaben bzw. Mädchen hatten damals in England unterschiedliche Lehrpläne. Außer Englisch und englischer Geschichte habe ich das ganze Jahr über nichts Neues gelernt. Erst als ich ein halbes Jahr später ein Stipendium an einer renommierten Höheren Schule gewann, konnte ich meine Schulbildung vervollständigen.

Ich hoffe sehr, dass diese Aufzählung nicht allzu weinerlich klingt. Es sollte eben auch die Kehrseite des Bildes dargestellt werden, um zu zeigen, dass Exil, selbst wenn Unterkunft, Verpflegung u. s. w. gesichert sind, nicht das Selbstverständlichste von der Welt ist. Dazu kommt, dass man aus der Ferne die Heimat gewissermaßen „vergoldet“ sieht, sobald man der konkreten Gefahr entkommen ist.

Hier ein Emigrantenwitz, um das zu illustrieren: Ein Dackel aus Österreich trifft auf der Straße einen Bernhardiner, ebenfalls ein Flüchtling. Auf die hochmütigen Bemerkungen des großen Hundes erwidert der Dackel schließlich: „Na ja – in Wien war ich auch ein Bernhardiner!“

Es wäre eine lange Erzählung, wollte ich alles schildern, was ich damals im Exil erlebt habe. Nach der Ohrfeige hat uns Mr. Howard, wie bereits erwähnt, sofort an das Komitee überstellt; wir kamen in zwei Jugendheime nach London – das eine für Burschen, das andere für Mädchen. Im Laufe meines Aufenthaltes dort übernahm ich die Betreuung eines behinderten Kindes, des 7-jährigen Michael, Sohn der Heimleiterin Dr. Gellner; das war der Beginn meiner pädagogischen Berufslaufbahn.

Ein halbes Jahr später gewann ich ein „Scholarship (Stipendium) für die „Badminton School“ in Bristol, eine „Public School For Girls“, die zu den renommiertesten Privatschulen in England zählt. Aus der Schule entlassen, kam ich im Juli 1941 wieder nach London. Ich sollte Hausmädchen bei einer der feinen Damen des Komitees werden und lernen, wie man einen vornehmen Haushalt führt. Das habe ich jedoch bis heute noch nicht erlernt!

Zufällig hörte ich von dem Kinderheim, das Anna Freud für durch das Kriegsgeschehen geschädigte Kinder gegründet hatte, und fand dort Aufnahme als Trainee. Für mich waren diese Jahre in den „Hampstead War Nurseries“ – frei nach Maxim Gorki – „meine Universität“. Meine Mutter pflegte zu dieser Zeit über mich zu sagen, meine Welt wäre mit Windeln verhängen, so sehr ging ich in der Arbeit mit den Kindern auf.

Durch den Kontakt mit dem „Austrian Centre“, der wichtigsten österreichischen Exilorganisation, der auch ich angehörte, hörte ich von der „Austrian Day Nursery“ – einem Kindergarten in Hampstead. Das war meine nächste Station. Im Kinderheim war ich immer die Jüngste gewesen, nun konnte ich selbstständig arbeiten und eine eigene Gruppe haben.

Gegen Kriegsende, als London unter den Angriffen der vom Festland kommenden, unbemannten „V-Waffen“ litt, wurden wir nach Schottland evakuiert. Nach einer zweitägigen Bahnfahrt mit sechsundzwanzig Kleinkindern kamen wir in „Maxpoffle“ (schottisch: Anteil des Königs), einem Schloss an, das nur vierundzwanzig Stunden vorher von der polnischen Exilarmee geräumt worden war. Es erwies sich als eine schwere, aber lohnende Aufgabe, unter ganz primitiven Bedingungen ein Kleinkinderheim einzurichten und zu führen. Doch die Bevölkerung war fantastisch, die Leute halfen uns, wo sie nur konnten. Dort erlebten wir dann das Kriegsende; erst

nach dem Sommer konnten wir unser Schloss wieder verlassen und nach London zurückkehren.

Seit meiner Flucht hatte ich die ganze Zeit über eigentlich davon geträumt, nach Österreich zurückzukehren. Wir hatten uns in Arbeitsgemeinschaften des „Austrian Center“ schon lange damit beschäftigt, großartige Pläne für den Wiederaufbau zu schmieden. Im Ganzen gesehen, waren wir im Exilland wirklich gut aufgenommen worden, das englische – und auch das schottische – Volk war fabelhaft zu uns gewesen. Von der Regierung konnte man das allerdings nicht immer sagen! Zum Beispiel hatten wir in unserer Registration Card den Eintrag: „Enemy alien“, mussten uns ständig ab- und anmelden, wenn wir unseren Wohnort auch nur tageweise verließen. Viele der männlichen Exilanten über sechzehn waren monatelang interniert, teilweise sogar in Übersee.

## RÜCKKEHR NACH WIEN

September 1946 : Endlich war es so weit! Eine tagelange Reise brachte mich zurück nach Wien. In was für ein Wien? Nicht das, das ich verlassen hatte, aber auch nicht das heutige! Es war – nach den Jahren des Nationalsozialismus – ein Nachkriegs-Wien, und das bekam man oft und in vielem zu spüren, aber das ist eine andere Geschichte!



SUSANNE BOCK

## ENTWICKLUNG UND ZERSTÖRUNG – WIE VIELE EXILE VERTRÄGT DER MENSCH? ZUM LEBEN UND ZUR BIOGRAFIE VON JOLA ŽALUD

Im Rahmen der FrauenAG der Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung haben wir uns u. a. die Aufgabe gestellt, über Biografien von vertriebenen Frauen zu sprechen, mit denen wir uns als Forscherinnen auseinandersetzen und die in der Spannung von Aufbruch und Selbstbestimmung als Frau und möglichen Scheitern ein tieferes Verständnis der existenziellen Prozesse der Exilierung ermöglichen. Dahinter steht die Frage nach den frauenspezifischen Erfahrungen und Identitätsfindungen im Exil. Um Exilsozietät geschlechtsspezifisch zu erfassen, wurden folgende Kriterien gewählt: Herkunft bzw. Schichtzugehörigkeit, persönlicher familiärer Hintergrund, sprachliche Sozialisation, Ausbildung und beruflicher Weg; Liebe, Partnerschaft, Freundschaften, Generationen und Alter.

Das Buch, das ich als Quelle wählte, stammt von Jola Žalud: *Einem Arbeiter gibt man nicht die Hand. Erinnerungen einer unfreiwilligen Kommunistin* (Löcker Verlag, Wien 1995). Die Autorin des Buches war meine persönliche Freundin, Teile unserer Lebenswege ähneln einander ein wenig – und so fiel es mir nicht ganz leicht.<sup>1</sup>

Meine Ausführungen verstehe ich als einen experimentellen Versuch, die Brüche und Lebensfindungen von Jola Žalud in kurzen Sequenzen darzulegen, um durch das dokumentarische Verfahren Prozesse der Exilierung und Integration offen zu legen.

### SCHICHTSPEZIFISCHE UND GESCHLECHTSSPEZIFISCHE VORAUSSETZUNGEN

Jola Žalud entstammt einer gutbürgerlichen, assimilierten jüdischen Familie in Wien. Als einzige Tochter einer Schauspielerin wird sie, nach ihrer eigenen Beschreibung, der „Unterschicht“ bewusst ferngehalten und ihre Erziehung und Ausbildung dient vor allem der Meliorisierung der „Ware Ehegattlichkeit“. Das erste Exil, die erste Emigration, die insgesamt in mehreren Etappen erfolgt, erfährt sie als wenig dramatisch.

### EXIL NUMMER EINS

Die damals 16-Jährige wird vorerst nach Brünn zu Verwandten, dann in die Schweiz zur Ausbildung in eine Hotelfachschule geschickt. Von dort, noch rechtzeitig vor Kriegsbeginn, gelangt sie nach Großbritannien, wo sich bereits ihre Mutter befindet. Für sie bringt der Aufenthalt in der Schweiz, als Positivum, die Erlernung der franzö-

sischen Sprache, was sich in späteren Jahren als sehr nützlich erweist.

### AUSBRUCH AUS DER FAMILIE

In Großbritannien bricht sie, eigeninitiativ, aus dem engen Korsett der Familie aus und möchte selbstständig werden. Das junge, sehr sprachbegabte Mädchen, aber in den praktischen Fertigkeiten des Lebens, die von Mädchen so erwartet werden, eher ungeschickt, vollzieht einen kompletten Bruch mit ihrem bisherigen Umfeld. Durch Zufall findet sie Aufnahme in einer österreichischen Jugendgruppe, dem „Young Austria“. Diese Gruppe ist vor allem in London tätig. Die Gemeinschaft geht auf eine kommunistisch ausgerichtete Initiative zurück, was aber nie offiziell kundgetan wird und steht in enger Verbindung zum „Austrian Centre“. Sie leistet sehr viel für ihre jugendlichen Mitglieder, ersetzt ihnen vielfach Vater und Mutter, Heimat und Familie.

Die junge Jola findet in der Jugendgruppe eine Ersatzheimat, sehr zum Entsetzen ihrer Familie! Sie lernt dort zwar keinen Beruf, jedoch ein für sie bisher unbekanntes, intensives Gemeinschaftsleben kennen, erhält viele Anregungen zum Lesen, zum Nachdenken, zur kritischen Weltanschauung betreffend Politik, Geschichte, Sozialisation etc. Eine neue Welt erschließt sich ihr.

Sie ist nun über 18 Jahre alt und flüchtet in eine unüberlegte Ehe, die nicht lange währt und keinen bleibenden Einfluss auf ihr Leben nimmt, aber immerhin im Rahmen der Jugendbewegung, im Rahmen der Gruppe der sie angehört, stattfindet. Diese Ehe bedeutet also keinen Bruch mit der neuentdeckten Umgebung. Die Liebe ihres Lebens entdeckt sie wenig später, und diese Beziehung, ihre zweite Ehe, wird auch ihr ganzes weiteres Leben bestimmen.

### BERUFLICHE ENTWICKLUNG: DIE SPRACHE, BESSER: DIE SPRACHEN!

Von zu Hause aus spricht sie ein gepflegtes, dialektarmes *Deutsch*. Während der kurzen Schulzeit in der Schweiz lernt sie mit Leichtigkeit *Französisch*. In England, obwohl von der deutsch sprechenden Familie und dann von den ebenso deutsch sprechenden Freunden umgeben, nimmt sie *die englische Sprache* auf wie ein Schwamm. Als sich dann, 1944, Gelegenheit bietet, ihre Sprachkenntnisse zu verwerten, steigt sie in den Journa-

lismus ein, unbeleckt von irgendwelchen Vorkenntnissen auf dem Gebiet. Sie wird Mitarbeiterin der Wochenzeitschrift „Soviet War News“, die von der sowjetischen Botschaft in Großbritannien in englischer Sprache herausgebracht wird.

## LEARNING BEI DOING

Jola Žalud hatte bis dahin keine Vorbildung, keine Ausbildung, keinen Zugang zum Journalismus, versteht es aber großartig, sich selbst zu inszenieren: sie ist eifrig, charmant und äußerst lernfähig. Ein typischer Fall von erfolgreichem „learning by doing“. Ihre Gabe des „learning by doing“, nicht „learning by learning“ ist ein unbezahlbares Talent, angeboren und nicht erworben, das ihr immer wieder, bis ins hohe Alter, zustatten kommen wird.

## EXIL NUMMER ZWEI – AUF IN DIE TSCHECHOSLOWAKEI

Der Aufenthalt in Großbritannien endet mit dem Kriegsende, und es folgt Exil Nummer zwei, denn sie übersiedelt mit ihrem Ehemann, der Tschechoslowake ist und in England in der tschechoslowakischen Armee gedient hat, nach Prag. Dort wird sie, durch wirtschaftliche Notwendigkeit, aber unter anderem auch durch die Deutschfeindlichkeit der Bevölkerung gezwungen, sich schnellstens mit der tschechischen Sprache vertraut zu machen. Sie muss arbeiten, zum Lebensunterhalt beitragen, denn der Ehemann wird einige Zeit kaum etwas verdienen können, weil er seine 1939 emigrationsbedingt unterbrochene Ausbildung, sein Studium der Chemie, wieder aufzunehmen beabsichtigt. Und da Jola kaum verwertbare Fähigkeiten oder Kenntnisse hat, die nicht an die Sprache gebunden sind, heißt es für sie: schnellstens Tschechisch zu lernen, um jeden Preis! Und sie *lernt* durch „total immersion“ und durch ihr Sprachtalent, in kürzester Zeit!

Bald übersetzt sie schriftlich, hauptsächlich aus dem Tschechischen ins Englische oder ins Französische. Als nächstes wird sie bei Konferenzen als Dolmetscherin eingesetzt und fährt bald auch immer wieder als Dolmetscherin ins Ausland zu Kongressen und ähnlichen Veranstaltungen. Ihre Tätigkeit wird durch die Geburt ihrer beiden Töchter nur kurzfristig unterbrochen. Auch als der Ehemann sein Studium beendet und seinen Beruf als Chemiker auszuüben beginnt, setzt sie ihre Tätigkeit im In- und Ausland eifrig fort.

## DER FRAUENSPEZIFISCHE ASPEKT

Ihr Einsatz als Dolmetscherin wird auch dadurch gefördert – und jetzt gebe ich mich auf ein Gebiet der Spe-

kulation –, dass die Vorstellung vom „Übersetzer“ und „Dolmetsch“ eher ein weibliches Berufsbild in sich birgt. Das mag auf die vorausgesetzte Anpassungsfähigkeit und Empathie, die man Frauen zutraut, zurückzuführen sein. Es mag auch daher kommen, dass Männer mit vielfachen Sprachkenntnissen sehr gute Berufschancen im Management haben, Frauen hingegen, mit denselben Kenntnissen eher im Hilfsberuf unterkommen. Übersetzen und Dolmetschen sind Hilfsberufe, wenn auch von höchster Qualifikation. Wie dem auch sei, für Jola wird die Zukunft von diesem Berufsbild geprägt sein, sie hat diesen sehr weiblich konnotierten Beruf zu dem ihren gemacht. Später entwickelt sich daraus ihre weitere Karriere im Nachrichtenwesen und im Journalismus.

## DER PARTNERSCHAFTLICHE ASPEKT

Wie schon erwähnt, findet sie ihren Lebenspartner im Umfeld der kommunistischen Jugendbewegung, der sie angehört. Sie lernt ihn in Oxford kennen, wo beide arbeiten. Da er Tschechoslowake ist, geht sie mit ihm nach Kriegsende in sein Land zurück, womit ihr Exil eigentlich ein Ende finden sollte, was auch temporär, also vorläufig eintritt; vorläufig nur deshalb, weil die Familie, inzwischen sind zwei Töchter dazugekommen, noch einmal flüchten muss. Diesmal verlassen sie die Tschechoslowakei nach Ende des Prager Frühlings, um notgedrungen in Wien Fuß zu fassen.

Durch all die schwierigen Jahre, Anpassung an die tschechischen Verhältnisse, Wiederanpassung an die österreichischen Umstände, notwendige berufliche Veränderungen, berufliche und existenzielle Probleme, bleibt die Partnerschaft stets stabil.

Damals, in den Jahren nach Kriegsende, nach 1945, war sie sicher gewesen, am Ende des Exils angelangt zu sein. Wer konnte ahnen, dass sich alles, alles noch einmal total umkehren, ein neuerliches Exil notwendig werden würde? Dass von der ganzen Normalität der aufgebauten Existenz wenig mehr überbleiben würde als die Familie, einige Freunde und die erworbenen Kenntnisse, gepaart mit Lebenserfahrung und – last but not least – Freundschaften und Beziehungen?

Was sich änderte und immer wieder änderte, war der Wohnort, war Sprache, war Beruf und Umfeld, was Bestand hatte, war die Partnerschaft.

## EXIL, REPATRIIERUNG, RE-EXILIERUNG

Die Anpassung an die Verhältnisse in der Tschechoslowakei nach Ende des Krieges dauert einige Jahre, gelingt aber durchaus erfolgreich: Beruf, Geburt und Erziehung der beiden Töchter, Finanz- und Wohnungssituation sind bestens geordnet. Der „Prager Frühling“, der die politische Situation in der Tschechoslowakei zu verän-

dem verspricht, erfüllt auch diese Familie mit Hoffnung auf ein schöneres, ein offeneres, ein freizügigeres Leben. Im Sommer 1968 verbringen sie gemeinsam den Urlaub in Jugoslawien und erfahren dort, dass das Unerwartete geschehen und die russische Armee in Prag einmarschiert ist.

#### EXIL NUMMER DREI

Zu tiefst schockiert machen sie in Wien Station, unentschlossen, was nun werden soll. Kaum in Wien angekommen, wird Jola von der Austria Presse Agentur angerufen und ohne Wenn und Aber per Taxi in die Agentur „beordert“. Man benötige dringend eine des Tschechischen mächtige Übersetzerin und Dolmetscherin, um einen tschechischen Geheimsender abzuhören und die übersetzten Nachrichten weiter zu leiten! Das erweist sich als Einstieg in eine Karriere in Österreich. Und auch für den Ehemann findet sich ein Posten als Chemiker in einer Wiener chemischen Fabrik. Damit ist Exil Nummer drei eingeleitet, aufs Neue mit allen Problemen, die eine Neueingliederung mit sich bringt.

#### DAS ALTER – DAS ENDE

Die Familie hat alle Hürden genommen und ist in Wien geblieben. Jola Žalud fühlte sich in Wien nie mehr so recht zu Hause. In England, wo sie entscheidende Lebensjahre verbracht hatte, wäre sie lieber gewesen, sagte sie stets. Besonders als sie beantragte, wieder österreichische Staatsbürgerin zu werden und dafür bei den Behörden nur wenig Verständnis fand, verringerte sich

ihr Heimatgefühl für Wien sehr. Trotzdem blieb sie und erlebte erfolgreiche Zeiten bei einigen internationalen Nachrichtenagenturen, war stets für ihre Arbeit geschätzt und anerkannt. Aber sie wird immer häufiger von übertrieben anmutenden, pathologische Dimensionen annehmenden Ängsten geplagt. Sie hat Angst vor Bienen und Zecken, vor Ratten und Mäusen, vor Aufzügen und Flugzeugen, vor Krankheiten und Geldverlust, vor Ärzten und Spitalern.

Sie und ihr Ehemann erleben in Wien ihre Pensionierung, Jola überlebt ihren Mann um einige Jahre. Sie fühlt sich, trotz ihrer zahlreichen Freunde und Bekannten einsam, fürchtet stets, wirtschaftlich am Ende zu sein, entwickelt krankhafte Angstzustände über ihre Zukunft. Ihre übertriebenen Ängste werden schwer erträglich für ihre Mitmenschen, für ihre Freunde, für ihre Kinder, führen manchmal zu Entfremdung und zu Zerwürfnissen. Wer ihr bewegtes Leben nur oberflächlich kannte und einer anderen, späteren Generation angehört, dem mangelt das Verständnis. Es sind ihre Zeitgenossen, die sie nicht vergessen, die ihr Wertschätzung entgegenbringen, die sich um sie kümmern, die sie nicht aufgeben.

Jola Žalud rafft sich noch auf, das autobiografische Buch „Einem Arbeiter gibt man nicht die Hand“, das ich teilweise als Quelle benützt habe, zu verfassen, verfällt zusehends und stirbt verhältnismäßig jung, vom Leben gezeichnet – ein zerstörter Mensch.

#### ANMERKUNG:

- 1 Siehe: Susanne Bock: *Mit dem Koffer in der Hand, Leben in den Wirren der Zeit, 1920–1946*. Passagen Verlag, Wien 1999

IRENE NAWROCKA

## ALICE HERDAN-ZUCKMAYERS „TÄGLICHES LEBEN“ – BRIEFE AUS DEM EXIL<sup>1</sup>

Alice Herdan-Zuckmayer (1901–1991) war im Exil eine eifrige Briefschreiberin. Als sie gemeinsam mit ihrem Mann Carl Zuckmayer Anfang der 1940-er Jahre eine Farm im Norden der USA bewirtschaftete, stellten Briefe die wichtige Verbindung zu Freunden und Emigrantenkreisen dar. Nach Kriegsende berichtete Alice Herdan-Zuckmayer ihren Schwiegereltern, die in Deutschland geblieben waren, über ihr ländliches Leben in Amerika. Erich Kästner bekam diese Briefe aus Vermont zu lesen und veröffentlichte einige davon in der *Neuen Zeitung*. Die positiven Reaktionen, die Alice Herdan-Zuckmayer daraufhin erhielt, ermutigten sie, einen Bericht über die Jahre im Exil und die Arbeit auf der Farm zu verfassen.<sup>2</sup> Sie veröffentlichte ihn unter dem Titel *Die Farm in den grünen Bergen*. Die Erstausgabe erschien 1949 im Hamburger Toth Verlag und im Europa Verlag, Zürich. 1956 veröffentlichte S. Fischer eine Taschenbuchausgabe, die bis heute 43 Auflagen erreicht hat und rund eine halbe Million mal verkauft wurde.

Die gebürtige Wienerin Alice Herdan hatte 1925 den Dramatiker Carl Zuckmayer geheiratet und lebte mit ihm in Berlin. Nach Zuckmayers großem Erfolg mit dem Stück *Der fröhliche Weinberg* erwarb das Paar 1926 in Henndorf nahe der Festspielstadt Salzburg eine stillgelegte Mühle, die „Wiesmühl“. Es behielt aber weiterhin eine Wohnung in Berlin. Nach Hitlers Machtübernahme waren die Aufenthalte in Deutschland allerdings gezählt. Carl Zuckmayer, der eine jüdische Mutter hatte, zählte zu den im Dritten Reich „unerwünschten Autoren“ und seine Dramen gelangten in Deutschland nicht mehr zur Aufführung. Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 flohen Alice und Carl Zuckmayer in die Schweiz. Im Mai 1939 emigrierten sie in die USA.

Im *Scheusal. Die Geschichte einer sonderbaren Erbschaft* berichtet Alice Herdan-Zuckmayer von ihrer Flucht aus Österreich mit dem Hund Mucki, einem „Erbstück“ ihrer Tante Henriette Barenfeld. Von Wien flog sie am 15. März 1938 mit ihrer elfjährigen Tochter Winnetou nach Berlin, während Zuckmayer mit dem Zug nach Zürich fuhr.<sup>3</sup> In Berlin übernachtete sie beim Verleger Peter Suhrkamp und seiner Frau Annemarie.

„Den Rest der Nacht erzählte ich ihnen die Geschichte des Hundes und meiner Erbschaft, es war keine komische Geschichte. Es war wie in >Tausendundeine Nacht< – als ob ich um mein Leben erzählen müßte.“<sup>4</sup>

Diese Erzählung vom gelben Hund Mucki veröffentlichte

Alice Herdan-Zuckmayer 1972.<sup>5</sup> Es war ihr drittes Buch.

„ICH WILL HIER SCHREIBEN,  
WAS IMMER MÖGLICH IST...“

Schreiben hat im Leben von Alice Herdan-Zuckmayer nicht erst nach dem Krieg, sondern bereits wesentlich früher eine Rolle gespielt. Es ist ein immer wiederkehrendes Thema in den Briefen aus Vermont, die Alice Herdan-Zuckmayer an ihre Freundin Elisabeth Neumann-Viertel (1900–1994) richtete. Die Schauspielerin, Kabarettistin und spätere Ehefrau von Berthold Viertel besuchte in Wien gemeinsam mit Alice Herdan-Zuckmayer die Schule von Eugenie Schwarzwald. Seit dieser Zeit waren die beiden Frauen eng miteinander befreundet. In Berlin teilten sie sich Anfang der 1920-er Jahre gemeinsam mit Helene Weigel<sup>6</sup> eine Wohnung. Alice Herdan-Zuckmayer, die zu diesem Zeitpunkt als Schauspielerin und Sekretärin arbeitete, verfasste für Elisabeth Neumann Sketches und satirische Kabaretttexte. Elisabeth Neumann emigrierte 1939 – im selben Jahr wie die Zuckmayers – mithilfe von Karl Frank, dem ersten Ehemann von Alice Herdan-Zuckmayer, nach New York. Dort trat sie auf Kleinkunsthöfen auf und war von 1941 bis 1943 Mitwirkende an Programmen des New Yorker Kabarets der Komiker. 1949 kehrte sie nach Wien zurück.

In Alice Herdan-Zuckmayers Briefen an Elisabeth Neumann-Viertel ist vor allem von drei Themen die Rede: der Arbeit auf der Farm, den großen Geldsorgen und dem Schreiben.

Die Zuckmayers lebten zu Beginn ihres amerikanischen Exils in New York und verbrachten die Sommermonate in Vermont, wo die amerikanische Journalistin Dorothy Thompson, eine Freundin der Zuckmayers, eine Farm besaß. Aus Kostengründen fassten die Zuckmayers 1940 den Entschluss, ihre New Yorker Stadtwohnung über den Sommer zu vermieten und sich in Barnard für drei Monate ein Haus zu mieten.

„Diesmal war es eine alte Farm, einer großen Hütte vergleichbar, [...] ein merkwürdiges, altertümliches Farmhaus, einsam, auf einem Hügel überm See gelegen“<sup>7</sup>

– ohne Wasserleitung und Badezimmer. Das gesellschaftliche Leben, das die Zuckmayers in Henndorf geführt hatten, fehlte weitgehend.

„Das Leben hier ist schön und angenehm, wenn nur nicht diese Geldwolke am Himmel wäre – und die vielen Ver-

schollenen –“.<sup>8</sup>

Im August 1940 berichtete Alice Herdan-Zuckmayer Elisabeth Neumann aus Vermont:

„Liebe Liesi, jetzt ist es plötzlich herrlich hier. Kühl und sonnig und vermonterisch. [...] Das Haus ist jetzt wirklich fix und fertig, das normale Leben ohne hämmern und klopfen hat begonnen [...]. Ich habe mich nach dem letzten Hammerschlag sofort an die Maschine gesetzt und angefangen, eine neue Geschichte zu schreiben. Solchen Spass habe ich noch nie an etwas gehabt, ich schreibe aus mir heraus und ohne geringsten Gedanken an Verkauf.“<sup>9</sup>

Parallel arbeitete sie an einer zweiten Geschichte, bei der ihr das Schreiben nicht leicht von der Hand ging:

„Ich bin ganz verzweifelt über die verdammte Pariser Geschichte, ich sitz da und komm mir eingesperrt vor wie zu einer Nachsitz-Arbeit. Ich hab mir die Lust daran verredet und seit sie aus der verrückten Atmosphäre von Paris genommen worden ist, kommt mir alles, was ich daran schreibe auf Filmverkauf frisiert vor. Ich werde sie bestimmt zu Ende schreiben, aber mit zusammengebissenen Zähnen und als Fleissaufgabe. Zuck ist wieder gut im Arbeiten, aber die Filmsache und Zusammenarbeit mit Kortner wird nicht klappen.“<sup>10</sup>

Zuckmayer war nach der Emigration in die USA kurz als Drehbuchautor für Warner Brothers in Hollywood tätig gewesen. Verhandlungen über eine Verfilmung seines Erfolgsdramas *Der Hauptmann von Köpenick*, zu dem ihn Fritz Kortner Anfang der 30-er Jahre angeregt hatte, blieben ergebnislos. Später schrieben Kortner und Zuckmayer gemeinsam das Drama *Somewhere in France* nach der Vorlage von Ludwig Anzengrubers *Viertem Gebot*. Der erwartete Erfolg am Broadway blieb aus.<sup>11</sup>

Gemeinsam mit Fritz Kortner übersetzte Alice Herdan-Zuckmayer ihre Geschichte vom Hund Mucki ins Englische. Sie als Short Story einem amerikanischen Magazin zu verkaufen, misslang. Geldsorgen plagten sie, wovon sie Elisabeth Neumann im selben Brief berichtete:

„Das Geld geht schon wieder zu Ende, Zuck macht sich wieder Sorgen, es ist zum Kotzen. Aber ich bin trotzdem sehr zufrieden und guter Dinge in meiner Zigarrensachtel mit blauem Rand und die Aussicht auf die Scheunen und Wiesen ist genau das, was ich zum Sinnieren und Schreiben brauch. [...] Ich will hier schreiben, was immer möglich ist und dann möcht ich im Herbst, wenn's so weiter geht mit unsern Geldverhältnissen einen Job annehmen, der nicht ganz blöd und falsch für mich ist und nicht zu wenig Geld bringt. Du musst Dirs auch einmal durch den Kopf gehen lassen. Es muss in der Richtung der Playdoktorei etwas sein, was ich kann, sonst hats keinen Sinn.“<sup>12</sup>

Der Alltag ließ wenig Zeitraum für zusätzliche Tätigkeiten.

„Die Schwierigkeit ist natürlich immer wieder Zuck. Du weisst ungefähr, wie viel Stunden des Tags ich für den Haushalt brauche – in meinem Leben hab ich noch nie so-

viel körperlich gearbeitet – aber ich tu wirklich gern, weil uns diese Arbeit vorm Verkommen, dem Niedergang, der Depression und all dem schützt, das durch unsre jetzigen Geldverhältnisse wohl oder übel geschehen könnte. Durch das Haus so herzurichten, wies jetzt ist, durchs Kochen, Braten und Backen hier und in New York ist der Unterschied zwischen unserm Henndorfer oder Wiener Haushalt sehr gering – und das ist der Grund, warum ich mich bemühe alles so ordentlich als möglich zu tun und warum mir diese früher verhasste Arbeit wichtig und angenehm ist. Das ist der Grund, warum ich keinen Job [...] im Warenhaus oder so was annehme, weil ich dafür viel zu wenig Geld heim bringe und es in gar keinem Verhältnis zu dem Verfall stehen würde, der inzwischen im Haus vor sich geht.“<sup>13</sup>

Eine Woche später konnte Alice Herdan-Zuckmayer ihrer Freundin Elisabeth Neumann von der Fertigstellung ihrer Hundegeschichte berichten:

„Ich seh aus als ob ich in der dicksten New Yorker Hitze ein Parterre Apartment Down Town hätte, weil ich 10 Tage fast überhaupt nicht aus dem Zimmer gekommen bin – dafür war ich gestern auch wirklich ganz fertig mit der Geschichte und Zuck meint noch immer, es sei was Aussergewöhnliches.“<sup>14</sup>

Im Juli 1941 starb der Hund Mucki, den Alice Herdan-Zuckmayer von Österreich über die Schweiz bis nach Amerika mitgenommen hatte. Während des Exils gelang es Alice Herdan-Zuckmayer nicht, ihre Geschichte über Mucki zu veröffentlichen.

In diesem zweiten Sommer, den Alice und Carl Zuckmayer in Vermont verbrachten, fanden sie Gefallen an einem Leben auf einer Farm. Im Jahr darauf kündigten sie die New Yorker Wohnung und bereiteten einen Umzug nach Vermont vor. Sie wollten „das Wagnis des Farmerlebens beginnen“.<sup>15</sup> Alice Herdan-Zuckmayer kaufte ein Auto, um sich damit auf die Suche nach einer Farm zu begeben. Wie bereits in der Schweiz und auch nach dem Exil übernahm sie die Aufgabe, eine Wohnung oder ein Haus zu suchen, einzurichten und die Umzüge vorzubereiten, damit sich Carl Zuckmayer dem Schreiben widmen konnte. Doch diesmal war es Zuckmayer, der auf einem Spaziergang zufällig ein einsames Farmhaus entdeckte, das gänzlich aus Holz erbaut worden war, mit Schindeldach und geschindelten Außenwänden, und mitten am Waldrand direkt neben einem großen Teich lag. Am 23. Juli 1941 berichtete Alice Herdan-Zuckmayer Elisabeth Neumann:

„Liebe Liesi, wir haben da a a s allerschönste Haus und entgegen den Gewohnheiten hat es Zuck gefunden. Ich habe nochmals [...] eine Rundtour [...] gemacht und sehr viele Häuser und Gegenden ohne Erfolg gesehen. Die hübschen sind zu teuer und die Seen sind wannseehaft bevölkert usw. Nun war mir schon etwas Angst wegen des Möbeltransports und wohin damit und ich wollte auch schon die Bleibe wissen und Zuck fing bereits an wieder zu bedauern, dass wir die N. Yorker Wohnung aufgegeben haben... Als ich abends von der Manchestertour heimkam,

war das Haus gefunden. Er hatte einen Spaziergang gemacht und 40 Gehminuten von unserm Chipmanhaus das Haus gefunden. Komischerweise war er bisher noch nie in das Tal gekommen. Zufällig traf er den Besitzer, der gerade heute – Heu einfuhr – und zufällig kamen sie ins Gespräch. Er erzählte, dass seit 1783 das Haus in seiner Familie sei und er seit 15 Jahren an dem Haus herumbaue. Es hat drei herrliche Feuerplätze, alte handbehauene Balken im Plafond und ist so schön und eigenartig, wie ich hier kein Haus bisher gesehen habe. Nun stell dir vor: der Mann, der nie vermietet hatte, hatte den Eindruck, in uns die gleichgesinnten Narren für sein Haus zu finden und nun baut er es für uns aus zum ersten September. Wir kriegen Öfen hinein, dann baut er im oberen Stockwerk ein Badezimmer, lässt elektrisches Licht und Telephon legen, baut in der Küche noch einen Kamin für einen neuen Küchenherd und macht es komplett winterfertig.“

Das Haus, in dem Alice und Carl Zuckmayer bis Ende 1944 wohnen sollten, war sehr geräumig. Im unteren Bereich des Hauses gab es eine große Wohnküche, ein großes Wohnzimmer, ein Esszimmer und ein Schlafzimmer. Im oberen Stockwerk lagen zwei kleinere und zwei größere Schlafzimmer sowie ein Badezimmer. Zum Haus, das auf einem Hügel erbaut wurde, gehörten 175 Acker Wiesen und Wald sowie ein Forellenbach. Alice Herdan-Zuckmayer war begeistert:

„[A]lles ist völlig unwahr schön. Es ist ein Platz, wo man einmal einen Ausflug hinmacht und sagt: so sollte man wohnen können.“<sup>16</sup>

Alice und Carl Zuckmayer bezogen im September 1941 die Backwoodsfarm und lebten als Farmer. Die landwirtschaftliche Alltagsarbeit mit ihrer Routine und den geordneten Abläufen stellte für das Ehepaar eine Fluchtmöglichkeit vor der ungewissen Zukunft, den „schier untragbare(n) Lasten an Ungewissheit, Unsicherheit, voraussichtbarem Unheil“ dar, wie es Alice Herdan-Zuckmayer in *Die Farm in den grünen Bergen* bezeichnet:

„Ja, ich könnte eine ganze Reihe solcher Unglückswörter anführen, die, mit dem verneinenden und dumpfen „un“ beginnend, sich in einem Ring um uns gelagert hatten und uns aus allen Ecken anzuglotzen schienen wie unheimliche Kröten und Unken.“<sup>17</sup>

Mit „einfältige(n) Tätigkeiten wie etwa Waschen, Bügeln, Aufräumen, Kochen, Nähen – Arbeiten, die zu einem sichtbaren nützlichen Ende führten“ versuchte sie sich abzulenken.

„Ein schmutziges Wäschestück waschen und bügeln, den Küchenboden säubern, reiben, wachsen, Strumpflöcher mit einem Gitterwerk von Fäden bedecken oder gar erst aus einem Stoff ein anziehbares Ding nähen oder aus vielerlei Rohmaterial etwas kochen, das war immer wieder derselbe Vorgang, nämlich von einem ungeordneten Anfang in den Stand der sauberen Ordnung zu kommen oder einem ungeformten Stoff Form und Geschmack zu geben. Dieser sich immer wiederholende primitive Leistungsprozess war ein größerer Schutz gegen Kummer, Gram und

Lebensangst als die Anwendung aller Mittel des Verstandes, der Vernunft und des Geistes.

Dies erklärt auch wohl die Tatsache, daß Frauen in bedrohten und wirren Zeiten sich meist leichter zurechtfinden und angstloser orientieren können als Männer, die dem chaotischen Anfang und den einzelnen Entwicklungsstadien mehr zugetan sind als der endlichen Form.“<sup>18</sup>

Diese Anmerkung bezog Alice Herdan-Zuckmayer vor allem auf europäische Männer,

„denn Amerika könnte man mit einem großen Haushalt vergleichen, in dem Männer und Frauen gleichermaßen sich in den Anfang stürzen.“<sup>19</sup>

Das Kochen und Haushalten hatte Alice Herdan-Zuckmayer erst im Schweizer Exil gelernt oder vielmehr: lernen müssen. Denn in Henndorf hatte die Familie noch Hausmädchen und eine Köchin gehabt. Das konnte man sich jetzt nicht mehr leisten. Allerdings fand Alice Herdan-Zuckmayer am Kochen derart Gefallen, dass sie in den ersten Monaten in den USA, als die Familie noch in einer Wohnung in New York lebte, daran dachte, sich weiter ausbilden zu lassen, um sich „als Aushilfsköchin zu verdingen“.<sup>20</sup> Es kam allerdings anders: Alice Herdan-Zuckmayer, die nach eigener Aussage Tiere nicht leiden konnte, jedoch einige Semester Medizin studiert hatte,

„erklärte daher, ich würde mich vor nichts grausen – ein sehr wichtiger Faktor im Farmleben, wie sich später herausstellte. Von Tieren verstand ich nichts, dafür aber einiges vom Gemüsebau.“<sup>21</sup>

Das Exil brachte eine veränderte Rolle der Frau und ihres Arbeitslebens mit sich. In der *Farm in den grünen Bergen* analysierte Alice Herdan-Zuckmayer die gesellschaftlichen Auswirkungen:

„Die Frauen waren zumeist der ruhende Pol in den ersten Jahren der Emigrationsgeschichte. Sie wurden Putzfrauen, oder sie verkauften Seifen und Bürsten und ermöglichten auf diese Weise Studium und Berufsausbildung der Männer. Manche Männer fühlten sich dadurch erniedrigt und beleidigt, und es dauerte geraume Zeit, bis sie sich entschlossen, den Ballast an Vorurteilen, Kastengeist und Geltungstrieb über Bord zu werfen und damit das Rettungsboot wesentlich zu erleichtern.“<sup>22</sup>

Diese Sätze schrieb Alice Herdan-Zuckmayer nach dem Krieg. Im September 1942 berichtete sie allerdings Elisabeth Neumann:

„Ich möchte, dass Zuck wie ein Wahnsinniger schreibt [...]. Ich habe eine sehr herbe Auseinandersetzung mit Zuck über seine Arbeitsmethoden gehabt – es war aufhellend, erfrischend. Ich habe ihn auf das Hässlichste u. Niedrigste auseinandergesetzt, dass mir die Geldlosigkeit zum Kotzen ist u. dass ich ihn wieder als „Verdiener“ haben will u. bezahlte Schulgelder, Kleider u. besseres Leben. Mein Niveau in dieser Unterhaltung war überwältigend niedrig – aber herzerfrischend ordinär u. es musste einmal sein. Kurzum es ist alles viel besser jetzt aber die Konsequenz ist, dass ich das Geld für die Lebensmittelläden zusammenkriegen muss, weil wir dort nichts schuldig bleiben können.“<sup>23</sup>

Eine Ausbildung zur Köchin absolvierte Alice Herdan-Zuckmayer nicht. Sondern sie bildete sich im Selbststudium zur Farmerin aus. Schließlich zählten siebenundfünfzig Hühner, zwanzig Enten, fünf Gänse, vier Ziegen, zwei Schweine, zwei Hunde und drei Katzen zur Backwoodsfarm. Alice und Carl Zuckmayer lebten als Selbstversorger und Alice Herdan-Zuckmayer lernte Melken, verkaufte Eier und geschlachtete Tiere.

„Meine Hühner sind mein Stolz u. meine Freude. Sie legen jetzt 25–27 Eier täglich u. ich verkaufe. Was würd ich nur in N. York damit verdienen!“<sup>24</sup>

Um die Farmarbeit zu bewältigen, nahmen sie den 17-jähriger Raymond zu sich. Von ihm erzählt Alice Herdan-Zuckmayer später auch in ihrem Buch *Die Farm in den grünen Bergen*. Wenige Wochen nach dem Umzug auf die Backwoodsfarm schrieb Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann über ihren Alltag:

„Mein Wagen hat einen Defekt und knarrt im Steuer – die Telefonleute sind mürrisch zu Werk, aber die Öfen funktionieren herrlich und Z. schreibt seit genau drei Tagen so, dass ich mein Abendessen mit Raymond verbringen muss. Das ist nicht einfach, weil er alles über den Charakter der Maria Stuart und der Elisabeth wissen will und wie es bei den Habsburgern zugeht und ob ich auch alle Kaiser und Könige von Europa wüsste – er wisse nicht alle Präsidenten.“<sup>25</sup>

Doch Raymond blieb nicht lange und verließ Anfang 1943 die Farm wieder, „es sei zu einsam“<sup>26</sup> dort. Denn im Winter war die Farm eingeschneit, sodass ihre Bewohner von der Umwelt weitgehend abgeschnitten wurden.

Später half zusätzlich zu Raymond noch ein Mädchen die Farmarbeit zu bewältigen. Es kam mehrmals die Woche ins Haus, um Alice Herdan-Zuckmayer im Haushalt zu unterstützen. Das ermöglichte ihr, regelmäßig nach Hanover in die Bibliothek zu fahren. Eine Haushaltshilfe zu finden war nicht leicht gewesen, und am 7. November 1941 berichtete Alice Herdan-Zuckmayer ihrer Freundin Elisabeth Neumann:

„ich will es nicht verschreien – aber ich habe den Eindruck, dass die lebenswichtige Frage der Bedienung einigermaßen gelöst scheint. Eine nettaussehende, junge, säuberliche Person, die im Wirtshaus gearbeitet hat, kommt 3 mal die Woche. Sie ist sehr still, reinlich u. gar nicht blöd.“

Einmal in der Woche arbeitete Alice Herdan-Zuckmayer in der Bibliothek in Hanover, wo sie für sich und ihren Ehemann recherchierte. Die Besuche in der Bibliothek brachten nach monatelanger Farmarbeit die dringend benötigte Abwechslung in den Alltag und sie berichtete:

„bin daher sofort und seit 10 Tagen aus der Stimmung von verzweifelter ‚mit nichts fertig werden‘ heraus. Man kann einfach nicht 12 Std. am Tag hausarbeiten u. nähen – mit dem Gefühl – man kommt doch nicht durch und niemals zu Ende.“

Elisabeth Neumann erfuhr im selben Brief von ihren neuen Vorhaben:

„Ich hab jetzt wieder grosse Pläne auf eine Materialarbeit,

die ich nur hier auf dem Land machen kann u. eigentlich seit 12 Jahren machen wollte. Gottlob ist die Bibliothek in Hanover ganz phantastisch gerade dafür und ‚einschlägig‘ wie mans nennt. Am Buch werd ich weiter schreiben – aber ich weiss noch nicht, ob ich das kontinuierlich kann. – Dies alles zusammen erklärt Dir mein bisheriges Nichtschreiben.“<sup>27</sup>

Anfang Dezember 1941 bekannte Alice Herdan-Zuckmayer ihrer Freundin Elisabeth Neumann-Viertel in einem Brief:

„Trotz nicht schreiben können, lieb ich das Leben hier über alle Massen, man kommt so zu sich selbst und je mehr man vor sich hindenken kann, desto geringer wird die Angst und Verzweiflung, trotz allem, was in der Welt passiert.“<sup>28</sup>

Vom japanischen Angriff auf Pearl Harbour am 7. Dezember 1941 erfuhren Alice und Carl Zuckmayer in ihrer Abgeschiedenheit erst über das Telefon, durch einen Anruf von Gottfried Bermann Fischer.<sup>29</sup> Am 11. Dezember erklärte Japans Verbündeter Deutschland den USA den Krieg. Trotz Kriegseintritt der USA ging am 23. Dezember 1941 ein hoffnungsvoller Brief an die Freundin Elisabeth Neumann:

„es wird trotzdem ganz schön werden zu Weihnachten ... Mein Zustand – als der langvorhergesehene und doch nicht realisierte Krieg mit Deutschland ausbrach – war folgender: Ich nähte, wie immer und unterm Nähen fragte ich Zuck erstaunt und ungeduldig: ‚Ja aber wann endlich erklärt denn England den Krieg an Deutschland?‘ Worauf Zuck mich ernstlich besorgt ansah und mir die Hand auf die Stirn legte und den Kopf schüttelte. Worauf ich verständnisvoll sagte: ‚Ach so, die englische Kriegserklärung hab <ich> im Radio überhört.‘ – Ich brauche wohl nichts mehr weiteres über meine Gemütsverfassung mitteilen ...“

Weihnachten feierte man in alter Tradition mit Adventskranz, Krippe und Weihnachtsbaum. Alice Herdan-Zuckmayer backte Nussbrezeln, Husarenkräpfen und Mozartkugeln und stellte als Weihnachtsgeschenk für die Kinder eine Sammlung Gedichte von „Volkslied bis Zuck“ zusammen, wobei sie die Auswahl „vom Standpunkt der Unfadheit“ aus traf. Die älteste Tochter Michaela bekam eine Schreibmaschine und die jüngere, Winnetou, ein Reisegrammophon. „Das sind prophylaktische Abschiedsgeschenke“, schrieb Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann, „denn wer weiß, was kommt u. wie wir Geld kriegen werden und ob man dann noch solche Artikel kriegt.“ Die amerikanischen Nachbarn reagierten trotz Krieg mit Deutschland „phantastisch“, berichtete sie, und waren „vielleicht sogar noch netter“. Der Mann in der Bank gab ihr rasch alles noch vorhandene Geld auf ihrem Konto, bevor er die „Bestimmungen für Aliens“ einzuhalten hatte.<sup>30</sup>

Ende Februar 1942 gelangte die Nachricht von Stefan Zweigs Selbstmord nach Vermont, die bei Alice und Carl Zuckmayer tiefe Bestürzung und Erschütterung auslöste. Zu Zweig pflegten sie in ihrer Henndorfer Zeit en-

gen Kontakt, und Alice Herdan-Zuckmayer schilderte Elisabeth Neumann ihre Reaktion auf diese Todesnachricht:

„[A]n dem Tag haben wir von Zweig erfahren und waren total vertepscht. Ich hab mich rascher erholt und war tief böß auf ihn wie eigentlich immer und der ganze Abgang schien mir in diesen Zeiten sehr auf in Schönheit sterben, zur rechten Zeit abhauen (das hat er immer getan) und himalajahaft (um das Wort verbrecherisch zu meiden) egoistisch. Zuck hat mehrere Briefe von ‚Verzweifelten‘ bekommen [...] und Zuck selbst hat das wilde Grauen gepackt, weil kaum jemandem so gut wie uns bekannt ist, wie sehr und wie pünktlich u. genau sich Zweig immer aus dem Staub gemacht hat, wens unratsam wurde ... Die Briefe, die kamen, sind etwa so: ist es nicht eigentlich für uns auch an der Zeit, wo der, der Geld, Erfolg, gesicherte britische Staatsbürgerschaft hatte ... Mich hats einen Abend lang angegriffen, dann hab ichs abgeschüttelt, wie alles, was mit dem Zweig je in Zusammenhang war, ich konnte seine Dialoge mit sich selbst u. das Hindurchsehen durch Andere und das Alles Besser Wissen u. seinen Stil und seine ‚Erotik‘ u. seine Wohltätigkeit nicht leiden [...].“<sup>31</sup>

Carl Zuckmayer verfasste als unmittelbare Reaktion auf Zweigs Tod einen Appell an die deutschsprachige Emigration, der als *Aufruf zum Leben* in der New Yorker Exilzeitung *Aufbau* veröffentlicht wurde.<sup>32</sup>

Einige Monate nach Kriegsende nahm Carl Zuckmayer das Angebot der amerikanischen Regierung an, als Theateroffizier nach Deutschland zurückzukehren und sich am Aufbau des deutschsprachigen Theaters zu beteiligen. Er flog im November 1946 nach Europa. Im Monat darauf gelangte sein Stück *Des Teufels General*, das er im Exil verfasst hatte, am Züricher Schauspielhaus zur Uraufführung. Um bei der Premiere dabei zu sein, reiste Alice Herdan-Zuckmayer mit nach Europa. Ihre ersten Eindrücke vom Nachkriegseuropa und von der Schweizer Theateraufführung schilderte sie am 4. Januar 1947 Brigitte Bermann Fischer:

„Ich hab mir drüben einfach nie vorstellen können, wie das Wiedersehen mit den Freunden und Europa sein wird, ich hab mir auch nicht mehr vorstellen können, wie Europa ist – und Zürich ist derzeit eine Stadt, wo ganz Europa – oder was davon geblieben ist – durchzieht. Ich hab mir auch nicht mehr vorstellen können, was und wie ein Erfolg ist und wie sich deutsches Theater anhört und anschaut. Und was war das für eine Aufführung! [...] Zuck kam hier an zwei Tage vor der Aufführung unter den grössten Schwierigkeiten – denn die amerikanische Zone ist hier berühmt und bekannt für die schlechtesten Transportverhältnisse und den langsamsten Postverkehr. (Telegramme von Zürich in die amerikan. Zone dauern eine Woche – 10 Tage, Briefe 14 Tage und die »Regulations«, die sie sich ausgedacht haben sind zum kotzen. Trotzdem reisen die Schweizer, Deutsche, Österreicher fortwährend hin und her und es kann durch Nebenkanäle geregelt werden.“<sup>33</sup>

Alice Herdan-Zuckmayer berichtete in ihrem Brief an Brigitte Bermann Fischer weiter:

„Das Buch – erster Band der Gesamtausgabe<sup>34</sup> – konnte ich bis zu seiner Abreise nicht auftreiben, obwohl das ganze Theater mit mir arbeitete daran. Über die Bücherwirtschaft und Misstände hat Euch Zuck wohl ausführlich geschrieben. Er hat Euch ja überhaupt zweimal geschrieben, aber ich weiss nicht was. Ausser, dass Ihr mir noch einmal Geld auszahlen lassen sollt, weil ich sonst hier hungern muss (und verdursten). Ihr könnt Euch von der Armut hier keine Vorstellung machen. Da die Pakete aus Amerika so lang brauchen (das Buchpaket von Euch ist noch nicht da und ich bin ganz verzweifelt...) da also die Pakete aus Amerika so lang brauchen, hab ich aus meinem direktesten und persönlichen Gepäck Sachen sozusagen ausziehen müssen und herschenken, weil es nicht mitanzusehen ist. Wir haben dauernd Freunde eingeladen zum essen und schenken ihnen Schokolade, weil sie ununterbrochen essen wollen – Eine der allerliebsten und erfreulichsten Erscheinungen ist Lernet. Er sieht wunderbar aus, hat sich ein sehr nettes junges Weib<sup>35</sup> zugelegt – wirklich eine Berlinerin, die blond ist und nicht ordinär aussieht. Die Ehe beschreibt Alexander folgendermassen: »Sehr seltsamerweise hab ich früher immer alles gefunden und jetzt muss ich immer wieder die Eva fragen: »Weisst Du wo ...« Lernet hat rund fünf mal täglich gegessen und dann nahm ihn Zuck noch zu Lindt Sprüngli mit und kaufte ihm noch mehrere Tafeln Schokolade, die er in no time verschlang – dabei ist er ganz dünn. Aber von der Ausgehungertheit macht man sich gar keinen Begriff. [...] Jedenfalls: die Premiere war wunderbar, Regie und Schauspieler herrlich und eine Stimmung in dem sonst so kühlen Zürich wie in den besten Zeiten <in> Berlin. Wir feierten bis 8 Uhr früh. [...] Zuck hat einiges von Deutschland erzählt, aber es ist alles ganz schwer zu begreifen und alles ganz anders, als wirs uns je vorgestellt haben. – Das spür ich bereits hier beim Wiedersehen mit unsern Freunden. [...] Zucks Stück wurde in Deutschland von den Amerikanern nicht eigentlich verboten, aber auch nicht freigegeben, ist aber vor etwa vier Wochen freigegeben worden und wird in München, Berlin, Leipzig etc. kommen. Der ungeheure Jubel mit dem Zuck in Berlin begrüsst wurde, hat etwas Verlegenheit bei den Amerikanern hervorgerufen, sie berieten hin und her, ob und wann und in welcher Form sie ihm eine Einladung geben könnten. Inzwischen hatten – peng – die Russen ein Bankett für ihn arrangiert, zum Essen nur die Generäle der vier Besatzungsmächte, nach dem Essen alles an Schauspielern. Zuck hielt nach 12 Wodkas eine Ansprache, während der russische Major schwankend zuhörte. Die Russen sprachen ungefähr so: »Wir begrissen grosse daitsche Dichter in seine daitsche Heimat und amerikanische Bundesgenosse!« Dann luden sie ihn auf drei Wochen Bereisung der Russenzone ein.“<sup>36</sup>

Dieser Einladung konnte Zuckmayer nicht Folge leisten, da er in die USA zurückberufen wurde. Die folgenden Jahre reisten Alice und Carl Zuckmayer zwischen Europa und den USA hin und her. Um die amerikanische Staatsbürgerschaft zu behalten – Alice Herdan-Zuckmayer hatte sie im Sommer 1945 erhalten –, war ein Aufenthalt in den USA von sechs Monaten im Jahr erforderlich. 1957 gaben Alice und Carl Zuckmayer die



amerikanische Staatsbürgerschaft auf und nahmen aus beruflichen Gründen ihren ständigen Wohnsitz in der Schweiz.

## DIE FARM IN DEN GRÜNEN BERGEN

Im Februar 1949 sandte Alice Herdan-Zuckmayer an das Verlegerehepaar Bermann Fischer ein Manuskript

„auf gelbem Papier geschrieben und mit dem Titel »das tägliche Leben« und mit meinem Mädchennamen Alice Herdan“<sup>37</sup>,

woraufhin Brigitte Bermann Fischer ihr zurückschrieb:

„Lieber Jobs<sup>38</sup>: ich habe Dein Manuskript in einem Zuge und mit grosser Freude gelesen. Du hast da etwas ganz Einmaliges zustande gebracht: ein persönliches Tagebuch, das doch alle Leute angeht; eine Schilderung Amerikas, die man bisher aus keinem Gedruckten entnehmen konnte und die in dieser Direktheit ebenfalls alle angeht; eine Aussage über das Erlebnis »Emigration« das noch Niemand so offen wagte, das aber vielen Menschen auf den Fingern brennt und alles in eine Form, die leicht eingeht, mit Humor gewürzt ist und oft mit Lebensweisheit leicht durchtränkt, eine allen bekömmliche Speise ist! Dein Buch ist nicht nur ein persönliches Dokument, sondern sehr ein Dokument unserer Zeit, ein Dokument des Umbruchs, der Entwurzelung und Einwurzelung, ein Dokument »Zwischen den Zeiten« mit der Erkenntnis, dem Neuen zuzugehören, obwohl man das Alte liebt und ehrt!“<sup>39</sup>

Auch Gottfried Bermann Fischer äusserte sich sehr positiv über Alice Herdan-Zuckmayers Manuskript, das unter dem Titel *Die Farm in den grünen Bergen* veröffentlicht werden sollte:

„Lieber Jobs, hervorragende Schreiberin, ich habe es nun gelesen, dieses »Tägliche Leben«, auf das ich solange warten musste und ich tat es mit Freude, Spannung, Zustimmung und mit Bewunderung für das unerwartet grosse schriftstellerische Können. [...] Das ist unser Amerika, das wir lieben, das wir uns erkämpft haben, in das wir eingeboren sind, »worden« sind, und das Du nun, zum ersten Mal, so dargestellt hast, mit der Liebe und der echten Zuneigung Deines grossen Herzens, wie es bisher nie geschehen ist. [...] Ich denke, es ist ein Buch, das man in Deutschland in grosser Auflage verbreiten sollte [...] – Dabei erhebt sich für mich nun aber die Frage, ob Du uns Dein Manuscript überhaupt zum Verlag angeboten hast? Bisher verstand ich nur, dass Du es uns, wenn auch mit Hindernissen, zum Lesen geschickt hast? Dürfte ich daher die verehrte Autorin um eine klare, eindeutige Rückäusserung bitten. [...] Im allgemeinen möchte ich noch folgendes nicht unterdrücken: 1) ich halte es für einen völligen Unsinn, das Buch unter Deinem, wenn auch so schönen Mädchennamen erscheinen zu lassen. Du zwingst dadurch Deinen bedauernden Verleger, geheimnisvolle Anspielungen in der Propagierung des Buches zu machen – und wie erklärt sich im übrigen dann die häufige Verwendung des Namens »Zuck«. Also es geht natürlich nur unter Alice Zuckmayer –

und weder Du noch der Zuck hätten sich dessen zu schämen.

Der Titel »Das tägliche Leben« ist zwar sehr schön. Es müsste aber doch irgendwo ein Hinweis auf den Inhalt des Buches erscheinen. Untertitel sind meistens nicht schön. Du solltest es aber doch in Erwägung ziehen, dem präsumptiven Leser anzudeuten, dass es sich um Amerika handelt.

Ich hoffe, dass wir zueinander kommen – Verleger und Autorin“<sup>40</sup>

Alice Herdan-Zuckmayer antwortete dem Verlegerehepaar am 12. März 1949:

„Liebe Tutti und lieber Gottfried, ich hatte schon eine ganze Menge guter und erfreulicher Dinge über mein Manuskript gehört, aber Eurer war mir der Liebste und der Erhebendste und gewissermassen ein Schlusspunkt für eine Arbeit zu der ich Jahre brauchte. Gottlob scheint von der Mühe und der Schrecklichkeit des Sichzurückerkennens nichts darin zu spüren zu sein. Ich hab mir gewünscht und immer wieder vorgestellt, dass ich unsre Geschichte schreiben könnte und dann war es einfach harte Arbeit, dass aus unsrer Geschichte ein allgemeines Beispiel von vielen wurde.

Nun bitte ich Euch von Herzen: schimpft auf mich, aber seid mir nicht böse – aber ich soll, will und darf mit diesem Buch nicht bei Euch herauskommen. Es wäre belastend für uns alle.

Ich bin überzeugt, dass das Buch einen weiten, breiten Erfolg in Europa haben wird, aber sicherlich nicht auf der Linie, dass da eine neue Lagerlöf, Rebecca West oder Gertrude Stein auftaucht – ich hatte nie die leiseste Ambition, mich mit diesem Buch in die Literatur einzuschmuggeln und darum möchte ich mit diesem Buch nicht unter Eure Autoren gereiht werden. Mir wäre zu Mute, als würde ich ein kariertes Hemd mit Ziegenhaaren drauf, und einem Overall mit Hühnerfutter in den Taschen einen Samtmantel überziehen müssen und so gekleidet eine missverständliche Figur abgeben. Ich glaube nicht, dass ich an einem Mangel an Selbstbewusstsein leide, [...] aber ich kenne genau meine Grenzen und ich habe vor allen Dingen einen tiefen Respekt vor Dichtung und Schriftstellerei. Ich weiss, dass manches in dem Buch an gute Schriftstellerei herankommt und doch ist es mit zu viel Direktem, Dokumentarischem und Hühnerdreck gemischt, um in Eurem Verlag zu prangen.

Dann wärs auch falsch mit Zuck in Zusammenhang gebracht zu werden – das hiesse dann, ich erscheine in seinem Verlag und plötzlich würden die feinen und gebildeten Leser (ich meine das ohne Spott) meinen, wie sie dazukämen, über Hühnerkrankheiten, Ziegenener und Dünger belehrt zu werden – dies gehöre doch wohl in eine Landwirtschaftszeitung und nicht zu Bermann Fischer.

Das heisst: ich will unbelastet und nicht als Mitläufer herauskommen, unter meinen eigenen Namen Lob und Verschimpfung auf meine eigene Kappe nehmen. [...]

Ich muss und möchte weiter schreiben und ich kann mir vorstellen, dass ich mich trauen würde mit einer bestimmten Arbeit, zu der ich mir fünf Jahre lang das Material in Amerika zusammengetragen habe und die ich auch nur in

Amerika beenden könnte – bei Euch herauszukommen [...], aber das wäre auch was ganz anderes.“<sup>41</sup>

Ende der 50-er Jahre begann Alice Herdan-Zuckmayer über ihre Kindheit in Wien zu schreiben. Dieses Buch erschien 1962 unter dem Titel *Das Kästchen. Die Geheimnisse einer Kindheit* im S. Fischer Verlag. Noch vor der Fertigstellung des Manuskripts berichtete sie Brigitte Bermann Fischer im Januar 1961 über ihre Arbeit:

„ich arbeite hintereinander weg, mir ist ganz schlecht und elend, seelisch und körperlich, ich hab mich hier selbst in Gefangenschaft gesetzt, wenn mich nicht alles täuscht, könnt ich fertig werden. Ich wills auch hinter mich kriegen, ich muss es loskriegen. Manchmal komm ich mir vor wie ein hysterisches Frauenzimmer, mir ist schon morgens übel, aber wenn ich denk, was alles hinter dem Buch steckt und wie ich dauernd Dinge in Erinnerung rufen muss, die quälend und schrecklich sind, so wundere ich mich, dass es mir noch relativ gut geht. Es ist in unserm Haus jetzt so, als ob in unserm beiden Wohnungen die Dämonen hausen, kaum hab ich die meinen ein wenig gezähmt, giften Zucks Dämonen über die Treppe hinab in unserm Saal. Sind wir erst fertig, werden wir sie durch den Kamin austreiben: es wird ein grosses Hexen- und Teufelsreiten ums Haus geben...“<sup>42</sup>

Nach der Veröffentlichung des *Kästchen* erschien 1968 eine bearbeitete Neuauflage von *Die Farm in den grünen Bergen* bei S. Fischer. Es folgten *Das Scheusal* (1972) und 1979 das Erinnerungsbuch an ihre Lehrerin Eugenie Schwarzwald, *Genies sind im Lehrplan nicht vorgesehen*. Alle vier Titel von Alice Herdan-Zuckmayer zählen heute noch zum Programm des Verlages.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Dieser Text ist die gekürzte Fassung eines Vortrages innerhalb der Seminarreihe „Frauen im Exil. Die weibliche Perspektive“ der öge-FrauenAG und des IWK vom 8. Juni 2004.
- 2 Alice Herdan-Zuckmayer in der Kurzbeschreibung zu: *Die Farm in den grünen Bergen*. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2002. Die im Folgenden zitierten Briefe befinden sich im Nachlass von Alice Herdan-Zuckmayer im Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar. Die Orthographie entspricht dem Original. Offensichtliche Flüchtigkeitsfehler wurden korrigiert. Ich danke Maria Guttenbrunner für die freundliche Genehmigung, aus diesen Briefen zitieren zu dürfen.
- 3 Carl Zuckmayer berichtet in seiner Autobiografie *Als wär's ein Stück von mir* von seiner Flucht in die Schweiz. Carl Zuckmayer: *Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*. S. Fischer, Frankfurt am Main 1997, S. 93–111
- 4 Alice Herdan-Zuckmayer: *Das Scheusal. Die Geschichte einer sonderbaren Erbschaft*. S. Fischer, Frankfurt am Main 1995, S. 61

- 5 Die Erstausgabe von *Das Scheusal. Die Geschichte einer sonderbaren Erbschaft* erschien 1972 bei S. Fischer
- 6 Helene Weigel (1900–1971) ging ebenfalls in die Schwarzwaldschule. Die Schauspielerin heiratete 1929 Bertold Brecht.
- 7 Alice Herdan-Zuckmayer: *Die Farm in den grünen Bergen*. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2002, S. 14
- 8 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel vom 16. August 1940
- 9 Brief von Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel vom 10. August 1940
- 10 Ebenda
- 11 Die Uraufführung fand am 28. April 1941 am National Theatre in Washington statt. Nach dem mäßigen Erfolg des Stückes kam es zu keiner Aufführung in New York.
- 12 Brief von Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel vom 10. August 1940
- 13 Ebenda
- 14 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 16. August 1940
- 15 Carl Zuckmayer: *Als wär's ein Stück von mir*, a. a. O., S. 586
- 16 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 23. Juli 1941
- 17 Alice Herdan-Zuckmayer: *Die Farm in den grünen Bergen*, a. a. O., S. 42
- 18 A. a. O., S. 42 f.
- 19 A. a. O., S. 43
- 20 A. a. O., S. 14
- 21 A. a. O., S. 68
- 22 A. a. O., S. 13
- 23 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 26. September 1942. Unterstreichung von Alice Herdan-Zuckmayer
- 24 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 19. September 1942
- 25 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 1. Oktober 1941
- 26 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 3. Februar 1943
- 27 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 7. November 1941
- 28 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 4. Dezember 1941
- 29 Carl Zuckmayers Verleger Gottfried Bermann Fischer war mit seiner Familie eineinhalb Jahre zuvor von Stockholm nach New York emigriert, wo er gemeinsam mit Fritz H. Landshoff einen englischsprachigen Verlag gründete, der u. a. auf Werken emigrierter Autoren basierte. Vgl. dazu Irene Nawrocka: „Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam. Der Bermann-Fischer Verlag im Exil (1933–1950)“. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*. Bd. 53 (2000), S. 1–216
- 30 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 23. Dezember 1941
- 31 Alice Herdan-Zuckmayer an Elisabeth Neumann-Viertel am 1. März 1942
- 32 *Aufbau* vom 20. März 1942, S. 3

- 33 *Carl Zuckmayer – Gottfried Bermann Fischer: Briefwechsel. Mit den Briefen von Alice Herdan-Zuckmayer und Brigitte Bermann Fischer.* Hg. von Irene Nawrocka. Bd. 1, S. 311 ff.
- 34 Gottfried Bermann Fischer gab zu Zuckmayers 50. Geburtstag eine vierbändige Gesamtausgabe heraus. Der erste Band erschien 1947 in Stockholm, der vierte 1952 in Frankfurt am Main
- 35 Alexander Lernet-Holenia und Eva Vollbach heirateten im November 1945
- 36 *Carl Zuckmayer – Gottfried Bermann Fischer: Briefwechsel.* Bd. 1, a. a. O., S. 313 ff.
- 37 Alice Herdan-Zuckmayer an Gottfried Bermann Fischer am 4. Februar 1949. Zitiert nach Carl Zuckmayer – Gottfried Bermann Fischer: Briefwechsel. Bd. 1, a. a. O., S. 396
- 38 Alice Herdan-Zuckmayers Spitzname, den sie mit dem Tod Zuckmayers im Januar 1977 ablegte.
- 39 Brigitte Bermann Fischer an Alice Herdan-Zuckmayer am 21. Februar 1949. Zitiert nach Carl Zuckmayer – Gottfried Bermann Fischer: Briefwechsel. Bd. 1, a. a. O., S. 399 f.
- 40 Gottfried Bermann Fischer an Alice Herdan-Zuckmayer am 23. Februar 1949. Zitiert nach Carl Zuckmayer – Gottfried Bermann Fischer: Briefwechsel. Bd. 1, a. a. O., S. 402 f.
- 41 Zitiert nach Carl Zuckmayer – Gottfried Bermann Fischer: Briefwechsel. Bd. 1, a. a. O., S. 406 f.
- 42 Alice Herdan-Zuckmayer an Brigitte Bermann Fischer am 15. Januar 1961. Zitiert nach Carl Zuckmayer – Gottfried Bermann Fischer: Briefwechsel. Bd. 1, a. a. O., S. 615 f.

BARBARA HOLZHEU

## ZUR REMIGRATION HILDE ZALOSCERS – EIN INTERPRETATIONSVERSUCH

In der Remigrationsforschung wird oft die Frage diskutiert, inwieweit die Rückkehr von durch den Nationalsozialismus vertriebenen Personen in ihr ehemaliges Heimatland Österreich als geglückt, nicht geglückt beziehungsweise teilweise geglückt interpretiert werden kann. Wie können jedoch Parameter definiert werden, die eine Beurteilung in dieser Hinsicht zulassen? Ich würde dafür folgendes Modell anbieten:

Geglückt mit neuerlicher und neuer sozialer Integration, das wieder Zusammen sein mit einer vom Holocaust verschonten Familie, der Möglichkeit, Traumata, die durch Vertreibung, Krieg und Ausgrenzung und dadurch entstandener Erniedrigungen einher gegangen waren, positiv bewältigen zu können. Eine Rückkehr in ein als positiv empfundenes Arbeitsfeld bzw. die Möglichkeit, in dem eigenen wissenschaftlichen Feld bezahlter Weise tätig zu sein, sowie das Gefühl, wieder „erwünscht“ zu sein, in einem Land, dessen Regime noch einige Zeit davor darauf ausgerichtet war, Menschen wie den/die Remigrant/in und die Seinen bzw. die Ihren zu vernichten.

Eine teilweise geglückte Remigration könnte für Personen angenommen werden, die ihrem eigenen Empfinden nach einen Großteil der davor aufgezeigten Parameter als erfüllt ansehen würden.

In diesem Sinne ist die Remigration von Hilde Zaloscers nicht geglückt.<sup>1</sup>

Wie kommt eine junge Forscherin zu der Annahme, die Parameter so zu wählen, wie sie es in den Zeilen davor getan hat? Hat sie empirische Aussagen dazu? Nein. Es ist ihr Anliegen, diese zu schaffen, um in nicht zu ferner Zeit darüber schreiben zu können, ob österreichischen RemigrantInnen eine geglückte Rückkehr überhaupt gegönnt war.<sup>2</sup> Viele Personen werde ich dazu nicht mehr befragen können. Es ist jedoch ein Desideratum, dies bei noch lebenden RemigrantInnen zu tun.<sup>3</sup> Im Falle der Kunsthistorikerin Hilde Zaloscers wird dies nicht mehr möglich sein. Die Wissenschaftlerin verstarb 96-jährig am 20. Dezember 1999 in Wien.<sup>4</sup> Ihr Vermächtnis lässt in Form ihrer außergewöhnlichen Autobiografie jedoch zu, Schlüsse über ihr Leben als RemigrantIn zu ziehen, die in der Folge als Betrachtungen, Überlegungen und Interpretationen ihrer Lebensgeschichte verfasst werden.<sup>5</sup>

Das Fazit der Autorin: Nicht geglückt im Sinne von verwehrt, ausgegrenzt und verletzt, gepaart mit einem zu späten Versuch von Versöhnung in jener österreichischen Art, noch schnell etwas zu unternehmen, um den Schein zu wahren und um konservativ-klerikale mit Antisemitismus gepaarte österreichische Wissenschafts- und in besonderer Form Hochschulpolitik nach 1945 zu verdecken.<sup>6</sup>

Die in diesem Sinne nicht geglückte Remigration Hilde Zaloscers<sup>7</sup> steht als herausragendes Beispiel für eine jüdische Wissenschaftlerin, die auf „ihrem“ Gebiet der Kunstgeschichte erstmalige und einzigartige Erkenntnisse gewonnen und sich in der Internationalen Scientific Community bewiesen hatte.<sup>8</sup> Hilde Zaloscers hatte nach ihrer Zweiten Emigration nach Ägypten 1948 bis zu ihrer Vertreibung 1968 nach dem Sechs-Tage-Krieg die Professur für Europäische Kunstgeschichte an der Universität von Kairo inne und war außerdem zu einer – durch einen intensiven Briefwechsel mit ihm bestärkt –, vielleicht sogar zu der Thomas Mann Kennerin avanciert, was wiederum Hilde Zaloscers intellektuelle Vielschichtigkeit zum Ausdruck kommen lässt.<sup>9</sup>

1969 kehrte sie dann als 63-jährige Professorin für Kunstgeschichte nach Wien zurück und musste am Höhepunkt ihrer wissenschaftlichen Karriere noch einmal von vorne anfangen. Sie kam als das zurück, was sie ursprünglich in Österreich hätte erreichen wollen, und wurde abgewiesen. Es war nicht Hilde Zaloscers erste Rückkehr nach Österreich: der erste Versuch, von dem sich als von der wahren verwehrt und nicht geglückten Remigration sprechen lässt, erfolgte im Jahr 1947. Dieser war von Umständen begleitet, welche nach vorher gegangener Definition durchaus als „Parameter für eine zu glückende Rückkehr“ bewertet werden könnten. Hilde Zaloscers Kernfamilie hatte den Holocaust überlebt: Ihre jüngere Schwester das KZ Bergen-Belsen, ihre ältere Schwester gemeinsam mit ihrem Mann, dem Sozialisten Hans Seiler in Jugoslawien. Ihr Vater lebte wieder in Wien, die Mutter war im Pariser Exil verstorben. Auch das soziale Umfeld gab Anlass zur Hoffnung: Hilde Zaloscers Wiener Studienkollege und Lebensfreund Fritz Nowotny hatte inzwischen eine Professur für Kunstgeschichte an der Universität Wien inne, war als Cezanne-Experte Direktor des Museums des 19. Jahrhunderts am Oberen Belvedere. Weitere Studienfreunde hatten ebenfalls von 1938–1945 einflussreiche Positionen erreicht. Hilde Zaloscers hatte, als durch ihre Forschungen in Ägypten inzwischen anerkannte Kunsthistorikerin, grundlegende Forschung geleistet und brachte großes Potenzial mit sich, um eine Karriere als Wissenschaftlerin in Wien anzustreben.<sup>10</sup> Doch: Ante portas für sie.

In ihrer Autobiografie schreibt sie, dass Fritz Nowotny sie von der Unmöglichkeit einer Anstellung an der Universität Wien überzeugte, da „der Ressortminister Antisemit“ gewesen sei. Dieser Umstand als Ursache ist zu relativieren; falls Fritz Nowotny damals Felix Hurdes als Unterrichtsminister gemeint haben sollte, ist dies schwer nachvollziehbar, da er seinem Verhalten nach nicht als

solcher im Sinne des nach wie vor existierenden Nationalsozialismus bezeichnet werden sollte. Es war vielleicht vielmehr die Interpretation dessen, was sich als klerikal-konservative Elite gemeinsam mit Ehemaligen an den Universitäten manifestierte, was eine Anstellung einer jüdischen Wissenschaftlerin außerhalb des Möglichen rücken ließ.<sup>11</sup>

Durch Vermittlung ihres Schwagers Hans Seiler hätte Hilde Zaloscer die Stelle der Programmleiterin an der Volkshochschule *Urania* übernehmen können, was sie jedoch aufgrund der zu geringen Anforderung an ihren wissenschaftlichen Anspruch nicht annahm. Vielleicht handelte es sich bei dieser Entscheidung um eine Fehleinschätzung der politischen Realsituation, da ihr diese Stelle an einer „sozialistischen Bildungsbastion“ Wiens unter Umständen einen Einstieg an die Universität in den Jahren darauf erleichtert hätte.<sup>12</sup> Dennoch ist diese Ablehnung verständlich, da sie auch auf einer Kränkung, bedingt durch Ablehnung und mangelnde Unterstützung ihres Umfeldes, beruhte: Die meisten Ihrer Freunde und StudienkollegInnen hatten in der Zeit ihres Exils in dem Land, aus dem sie vertrieben, bei Bleiben vielleicht ermordet worden wäre, den beruflichen Einstieg geschafft und Positionen erreicht, die auch ihr nach 1945 hätten zustehen können und sollen. Jedoch ortete sie keinerlei Bereitschaft, ihr als RemigrantIn Hilfe zukommen zu lassen. Rein spekulativ: Vor allem ihr engster Freund war in Positionen vorgerückt, die bei genügend Engagement hilfreich hätten sein können.<sup>13</sup> Weitere Parameter im Sinne der eingangs definierten geglückten beziehungsweise zu glückenden Remigration trafen somit nicht mehr zu; die Integration in das ehemalige soziale Umfeld sowie eine positiv erlebte Arbeitsumgebung blieben der Rückkehrerin verwehrt. Einzig das familiäre Umfeld gab Grund zum Bleiben.

Nach Hilde Zaloscers Rückkehr nach Ägypten kam es zu einer Entwicklung, die in der Emigrationsforschung wohl mit „Exil als Chance“ beschrieben werden würde: Sie wurde, ohne davor darüber Bescheid gewusst zu haben, unter Unterrichtsminister Taha Hussein an die Universität von Kairo berufen, wo sie eine Professur für europäische Kunstgeschichte erhielt. Ihr Exil endete nach eigenen Worten an diesem Punkt, da sie fortan „ägyptische Beamtin einer ägyptischen Universität mit ägyptischen Kollegen und ägyptischen StudentInnen“ wurde. Sie erlebte in dieser Periode bis 1968 eine wissenschaftlich äußerst intensive Zeit, die vor allem dadurch genährt wurde, dass sie ihre Forschungen in Kairo mit einem phänomenologischen Zugang betrieb, welcher sie wie Erich Auerbach mit *Mimensis* als Emigrant in Istanbul, ohne Literatur zu kennen, in der Arbeit zur *Kunst im Christlichen Ägypten* zu Ergebnissen brachte.<sup>14</sup>

Es begann für sie eine Zeit, in der sie als Universitätslehrerin an der Aufbruchsstimmung Ägyptens teilnahm und dies vor allem durch ihre StudentInnen und ihr breites gesellschaftliches Umfeld der Intelligenzia Ale-

xandriens miterlebte. Was ihren Freundeskreis betraf, war er hauptsächlich auf EuropäerInnen und EmigrantInnen beschränkt. Der Eindruck, dass Hilde Zaloscers Kindheit und Jugend in einem großbürgerlichem, monarchistischen Elternhaus sie sehr geprägt hatte, wird durch die Beschreibung ihres sozialen Umfeldes im ersten wie auch zweiten ägyptischen Exil bestärkt.<sup>15</sup>

Ihrem Wiener Lehrer und Doktorvater, Josef Strzygowsky, widmete Hilde Zaloscer nach Ihrer Rückkehr 1968 besonderes Augenmerk. Durch ihn auch beschrieb Hilde Zaloscer die „schizophrene“ Welt der österreichischen wissenschaftlichen und politischen Landschaft.<sup>16</sup> Sie hatte bei ihm dissertiert, und er war insofern ihr Mentor geworden, da sie ihre Forschungen zu der Interpretation der Mumienporträts und der koptischen Kunst nach ihm fort setzte. Strzygowsky hatte sich, nach Zaloscer klar dargelegt, in einer 1937 publizierten Untersuchung mit dem Titel „Geistige Umkehr, Bekenntnisse eines Kunstforschers“ dem „nordischen Gedanken“ in der Kunstgeschichte und somit dem Nationalsozialistischen Gedankengut angeschlossen, welches er bis zu seinem Tod 1941 in zahlreichen Publikationen untermauerte.<sup>17</sup> Zurück in Wien, in den frühen 80-er Jahren, wurde Hilde Zaloscer anlässlich eines Strzygowsky-Jubiläums gebeten, in der „Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung“ einen Vortrag zu halten. Sie gestaltete ihre Rede derart, dass sie den ersten Teil über seine frühen Arbeiten hielt, den zweiten Teil ausschließlich aus Zitaten seiner Werke nach 1933 bestehen ließ. Das war ihre Abrechnung mit dem Nationalsozialisten Strzygowsky ...<sup>18</sup>

Da Hilde Zaloscer zweimal remigrierte – was ein dreimaliges Exil voraussetzt – und als ehemaliges Mitglied der Wiener Universität und anerkannte Kunsthistorikerin mit dem Theodor Körner-Preis, dem Adolf Schärf-Preis, dem Goldenen Ehrendoktorat der Universität Wien, dem Goldenen Verdienstkreuz des Landes Wien, der Kulturmedaille der Stadt Linz ausgezeichnet wurde, läge die Annahme nahe, dass die zweite Rückkehr zu einer geglückten Remigration wurde. Gefehlt. Ihre Rückkehr 1968 als Remigration zu bewerten, wäre genau genommen eine Zuschreibung an die Empfindung der Wissenschaftlerin selbst. Hilde Zaloscer betrachtete sie als ein weiteres Exil, da sie 1968 aufgrund des sich verschärfenden Antisemitismus, bedingt durch den Sechstage-Krieg, aus Ägypten flüchten musste und ihre Entscheidung somit keinesfalls eine freiwillige war. Der Titel ihrer Autobiografie drückt exakt jenen Umstand aus, dass es für sie keine Heimkehr gab.

65-jährig zurück in Wien, fand sie ein Lebensumfeld vor, welches ihr dermaßen feindlich erschien, dass ihr der Ausweg Selbstmord als der gangbarste erschien. „Mich rettete vor diesem endgültigen Entschluß nur die Berufung an die Carleton University, so daß Kanada mein viertes Exilland wurde.“<sup>19</sup>

Hilde Zaloscer wurde 1971 durch einen befreundeten Kunsthistoriker der Columbia University jene Gastprofes-

sur angeboten, die sie bis 1974 inne hatte. Erst 1975 fand sich die Universität Wien bereit, ihr eine Lehrtätigkeit anzubieten, die sie auf eigenen Wunsch nach drei Jahren beendete.

Ihre Auszeichnungen erschienen ihr als Hohn ebenso wie der für sie heuchlerische Anstellungsakt der Universität, die ihr davor dreißig Jahre lang die Pforten versperrt gehalten hatte. Persönliche Kränkung zeichnete Hilde Zaloscer zum Teil für den Wandel in Joseph Strzygowskys Gedankengut verantwortlich.<sup>20</sup> Persönliche Kränkung war es vielleicht in vielen Punkten auch bei ihr, dass sie in dem Land, mit dem sie sich seit dem ersten Exil 1918 nicht identifizieren konnte, den Nationalsozialismus nach 1945 dort sah, wo es ihn nicht oder nicht mehr gab.<sup>21</sup> Es waren auch andere Mächte im Spiel. Doch Hilde Zaloscer hatte ihre berechtigten Gründe. Ihre Remigration war für sie gescheitert, weil man sie hier, an einem Platz, der ihr aber gehören hätte sollen und können, nicht haben wollte. Und das zwei Mal. Zum anderen hatten sich ihr im Sinne des „Exils als Chance“ eine Vielfalt an Möglichkeiten geboten, die ihre wissenschaftliche Tätigkeit erst zur Entfaltung gebracht haben. Sie war durch ihre Forschungszugänge wie auch durch ihre Weltoffenheit in gewissem Sinne eine „Exotin“, für die universitäre Einrichtungen in diesem Land bis zum heutigen Tage nicht bereit sind, ihre Türen zu öffnen.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Barbara Holzheu: *Zurückgekehrt oder nur zu Besuch? Zur Problematik der österreichischen Remigration nach 1945 am Beispiel von Engelbert Broda und Hilde Zaloscer*. Univ. Diplomarbeit, Wien 2001
- 2 Ich verweise auf die offizielle Politik nach 1945 in der Frage, ob österreichischen EmigrantInnen wieder zurückgeholt werden sollten, sowie die mehr als widerwillige Entschädigungsgesetzgebung nach 1945 als Verhinderungsgrund. Dazu: Robert Knight: „*Ich bin dafür, die Sache in die Länge zu ziehen*.“ *Die Wortprotokolle der österreichischen Bundesregierung von 1945–1952 über die Entschädigung der Juden*. Frankfurt am Main 1988, sowie der *Schlussbericht der Österreichischen Historikerkommission*, Wien 2003. Mit der Frage der österreichischen „Remigration nach 1945“ aus der Gender Perspektive beschäftigte sich eine Forschungsprojekt des IWK, Bearbeitung: Dr. Ilse Korotin / Dr. Barbara Serloth; Leitung: Dr. Johann Dvořák / Mag. Dr. Krzysztof Glass (†).
- 3 Die Autorin beschäftigt sich im Rahmen ihrer Dissertation mit der Frage, wie die Österreichische Remigration nach 1945 in Bezug auf die gewählten Parameter *geglückt, teilweise geglückt, nicht geglückt* zu bewerten sei.
- 4 Einen Nachruf gestaltete Martin Seiler in der *Wiener Zeitung* / Extra vom 28./29. 1. 2005
- 5 Hilde Zaloscer: *Eine Heimkehr gibt es nicht. Ein österreichisches curriculum vitae*. Wien 1988
- 6 Siehe dazu: Christian Fleck: „*Autochthone Provinzialisierung. Österreichische Wissenschaftspolitik nach 1945*“. In: *ÖZG*, (1998) 7/1
- 7 Die Autorin verweist auf den Namen „Hilda“ in der Dissertation. Hilda Zaloscer: *Die frühmittelalterliche Dreistreifenamentik der Mittelmeerrandgebiete mit der besonderen Berücksichtigung der Denkmäler am Balkan*. Univ. Diss. Wien 1926
- 8 Als erste Wissenschaftlerin interpretierte Hilde Zaloscer die koptische Kunst und die ägyptischen Mumienportraits neu. Dazu: Hilde Zaloscer: „*A propos des portraits de momies dits du Fayoum. Alexandrie*“, 1963 In: *Bulletin de la Fac. des lettres*, Univ. d’Alexandrie, 16
- 9 Hilde Zaloscer hatte in ihrem ersten ägyptischen Exil von 1936 bis 1947 Orte zu Thomas Manns *Josephsroman* aufgesucht, die Figuren des Romans identifiziert und ihm ihre Erkenntnisse dargelegt. Thomas Mann bekannte in einem Rückschreiben, „daß er ihr gratuliere, da sie ihm ‚auf die Schliche‘ seiner Montage-Technik gekommen sei.“ In weiterer Folge beschäftigte sich Hilde Zaloscer ausführlich mit Thomas Mann und publizierte darüber. Eine Auswahl der Publikationen dazu sowie ein gesamtes Schriftenverzeichnis in: Edith Leisch-Prost: „*Hilde Zaloscer*“. In: Brigitta Keintzel / Ilse Korotin (Hg.): *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben–Werk–Wirken*. Wien–Köln–Weimar 2002. S. 826–829
- 10 Edith Leisch-Prost beschreibt den wissenschaftlichen Zugang in Hilde Zaloscers Arbeiten als von der Phänomenologie abgeleiteten Forschungsweg: *Selbst erleben, selbst denken, selbst fühlen*. Dieser Zugang gilt für den Forschungsschwerpunkt Hilde Zaloscers, der Kunst im christlichen Ägypten, wurde jedoch bereits in ihrer Dissertation (siehe Fußnote 6) sichtbar. Dazu das Hauptwerk: Hilde Zaloscer: *Die Kunst im christlichen Ägypten*. Wien / München 1974
- 11 Gespräch mit Hilde Zaloscers Neffen, John Seiler, am 24. 2. 2005
- 12 Diese Auffassung stützt sich auf ein Gespräch mit Hilde Zaloscers Neffen, John Seiler, am 24. 2. 2005
- 13 Eine dazu sehr treffende Passage findet sich in ihrer Autobiografie, in dem Kapitel „*Ein kurzes, aber häßliches Zwischenspiel*“, S. 113 ff.
- 14 Hilde Zaloscer: „*Wissenschaftliche Arbeit ohne wissenschaftlichen Apparat*“. In: Friedrich Stadler (Hg): *Vertriebene Vernunft II. Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930–1940*. Münster 2004<sup>2</sup>. Band 2, S. 634–643
- 15 Hilde Zaloscer wurde 1903 als Tochter eines Juristen in Tuzla, im damaligen Bosnien-Herzegowina geboren, wo sie bis zum Ausbruch der Monarchie und ihrer Flucht nach Wien 1918 lebte.
- 16 Hilde Zaloscer: „*Kunstgeschichte und Nationalsozialismus*“. In: Friedrich Stadler (Hg): *Kontinuität und Bruch 1938–1945–1955*. Wien–München 1988, S. 283–298. (Unveränderte Neuauflage des Werkes: Münster 2004)
- 17 Hilde Zaloscer: *Kunstgeschichte und Nationalsozialismus*, a. a. O., S. 290 ff.
- 18 A. a. O., S. 297, Fußnote 33
- 19 Hilde Zaloscer: *Wissenschaftliches Arbeiten*, a. a. O., S. 634
- 20 Ein Fund einer Fassade des Wüstenschlosses Mschatta war Ernst Herzfeld, dem jüdischen Leiter der Islamischen Abteilung in Berlin, zugeschrieben worden. *Kunstgeschichte im Nationalsozialismus*, S. 286
- 21 Gespräch mit John Seiler am 24. 2. 2005

---

## DIE AUTORINNEN

---

SUSANNE BOCK:

Sprachwissenschaftlerin, Arbeitsschwerpunkt: angewandte Sprachwissenschaft. Flüchtete 1938 aus Wien über Italien und Frankreich nach Großbritannien und dann nach Wales; kehrte 1946 auf abenteuerlichen Wegen nach Österreich zurück. Publikationen u. a.: *Mit dem Koffer in der Hand. Leben in den Wirren der Zeit 1920–1946* (1999); *Heimgekehrt und fremd geblieben. Eine alltägliche Geschichte aus Wien 1946–1954* (2003).

SIGLINDE BOLBECHER:

Historikerin, Literaturwissenschaftlerin und Exilforscherin; wissenschaftliche Mitarbeiterin des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes. Ausstellungen und Publikationen zur Exilkultur und zur Biobibliographie österreichischer SchriftstellerInnen im Exil und im Widerstand; Mitbegründerin der Theodor Kramer Gesellschaft; Mitherausgeberin der Zeitschrift *Zwischenwelt* und des *Lexikons österreichischer Exilliteratur* (2000).

HANNAH FISCHER:

Schülerin des Chajes-Gymnasiums; 1938 Exil in England; bei Anna Freud Trainee in den „Hampstead War Nurseries“, später Tätigkeit im „Austrian Day Nursery“ (Kindergarten des Austrian Center); Rückkehr nach Wien 1946; psychoanalytisch orientierte Pädagogin im Zentralkinderheim; Initiatorin des Anna Freud Kindergartens; zuletzt Direktorin der Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen; Publikation u. a.: „Leben nach der Flucht. Anna Freud – verfeimt, vertrieben, wieder entdeckt“, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft*, 15. Jg., Heft 2 (2004).

BARBARA HOLZHEU:

Studium der Geschichte, Zeitgeschichte und Politikwissenschaften an der Universität Wien; Mitarbeit an Forschungsprojekten zu Wissenschaftsexil und Restitution; Publikationen u. a.: *Zurückgekehrt oder nur zu Besuch? Zur Problematik der österreichischen Remigration nach 1945*. (Diplomarbeit 2001); „Zur Entlassung 1938 und Wiedereinstellung 1945 von Hochschulangestellten der physikalischen Institute der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck“, in: *Projektbericht „Physik und Emigration“* im Auftrag des bm:bwk (2003).

DORIS INGRISCH:

Historikerin, Lehrbeauftragte am Institut für Geschichte der Universität Wien und freie Wissenschaftlerin; Forschungsprojekte und Publikationen in folgenden Bereichen: Wissenschaftsgeschichte, Cultural Studies, Exil- und Emigrationsforschung österreichischer Intellektueller sowie Gender Studies; Publikation u. a.: *Der dis/kontinuierliche Status des Seins. Über vom Nationalsozialismus aus Österreich vertriebene (und verbliebene) intellektuelle Kulturen in lebensgeschichtlichen Kontexten* (2004).

ILSE KOROTIN:

Wissenschaftshistorikerin, Leiterin der IWK-Dokumentationsstelle Frauenforschung und des Projekts „biografiA. Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen“; Forschungsschwerpunkte: Frauenbiografieforschung, Philosophie und Nationalsozialismus, Wissenschaftsgeschichte; Publikationen u. a.: (Hg. gem. m. Brigitta Keintzel): *Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben–Werk–Wirken* (2002); (Hg. gem. m. Doris Ingrisch / Charlotte Zwiauer): *Die Revolutionierung des Alltags. Zur intellektuellen Kultur von Frauen im Wien der Zwischenkriegszeit* (2004).

IRENE NAWROCKA:

Verlagslektorin und Literaturwissenschaftlerin, Arbeitsschwerpunkt: Exilverlagswesen; Publikationen u. a.: *Verlagssitz: Wien, Stockholm, New York, Amsterdam. Der Bermann-Fischer Verlag im Exil* (2000); *Carl Zuckmayer – Gottfried Bermann-Fischer: Briefwechsel, mit den Briefen von Brigitte Bermann-Fischer und Alice Herdan-Zuckmayer* (2004).

MARION STEINFELLNER:

Studium der Germanistik und Philosophie in Wien, Tätigkeit als freie Schriftstellerin sowie im Lehrgang „Deutsch als Fremdsprache“, zahlreiche Aufenthalte in Mexiko; Diplomarbeit über: „Das Moment der Fremdbestimmung im Exil bei Lenka Reinerova und Alice Rühle-Gerstel“; Publikationen u. a.: „24 Gedichte“, in: *Zwischenwelt*, Heft 4 (2001); „Die verschwundene Stimme“, in: *Zwischenwelt*, Heft 2 (2002).

---

NEUE ERGEBNISSE DER  
FRAUENFORSCHUNG  
**BIOGRAFI A**

IWK-MITTEILUNGEN 4/2001, EURO 5,45

INHALT: *Ilse Korotin*: Das Projekt *biografiA*. Biografische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen / *Renate Strohmeier*: „Das ist das irre Suchen unserer Zeit“: Betty Schloss-Weill – Minna Lang – Emmy Klieneberger-Nobel. Die ersten Naturwissenschaftlerinnen der Universität Frankfurt am Main / *Elisabeth Malleier*: Zur Verschränkung jüdischer, frauenbewegter und nationaler Identitäten. Das Engagement jüdischer Frauen während des Ersten Weltkrieges in Wien / *Sigrid Kretschmer*: Wiener Handwerksfrauen – Wirtschafts- und Lebensformen von Frauen im 18. Jahrhundert / *Beatrix Bastl*: Herrschaft und Gedächtnis. Zur Inszenierung der Witwe